



Arge für Obdachlose

Kupfermuckn

Straßenzeitung von Randgruppen und sozial Benachteiligten

Ausgabe 121 | **APRIL 2011** | 1 Euro bleibt den VerkäuferInnen | Achten Sie auf den Verkäuferausweis

2 Euro



LINZER PUNKS

Die Straßenzeitung Kupfermuckn ist ein Angebot zur Selbsthilfe für Wohnungslose und für Menschen an oder unter der Armutsgrenze. Unsere Zeitung versteht sich als Sprachrohr für Randgruppen und deren Anliegen. Aktiv werden beim Zeitungsverkauf, beim Schreiben, Zeichnen oder Fotografieren bringt - neben Zuverdienst - das Gefühl, gemeinsam etwas geschafft zu haben. Von Wohnungslosigkeit Betroffene bilden mit Mitarbeitern/innen des Vereins »Arge für Obdachlose« in partnerschaftlichem Verhältnis die Redaktion dieser Zeitung.

Redaktion

Straßenzeitung Kupfermuckn
Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel. 0732/770805-13
kupfermuckn@arge-obdachlose.at,
www.kupfermuckn.at

Projektleitung, Koordination, Layout, Fotos:
Heinz Zauner (hz), Chefredakteur
Daniela Warger (dw), Leitung Redaktion
Walter Hartl (wh), Layout, Technik

RedakteurInnen: Manfred, Julia, Angela, Georg, Anton, Edi, Gabi, Hans, Erich H., Erich E., Bertl, Margit, Roman, Lilli, Fredl, Hannes, Günter, Michael, Sonja, Claudia, Walter, Christine;
Freie MitarbeiterInnen: Gerald, Susanne;
Zivildienster: Vincent Gscheidlinger (vg)

Titelfoto: hz; im Andenken an den Kupfermuckn-redakteur Crazy, der im September 2009 verstorben ist.

Bankverbindung und Spendenkonto

Kupfermuckn, VKB Bank, BLZ 18600,
Kontonr. 10.635.100

Zeitungsausgabe in Linz, Wels und Steyr

Wohnungslose sowie Menschen die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben, können sich Montags bis Freitags zwischen 8 und 12 Uhr bei den Ausgabestellen melden und erhalten einen Verkäuferausweis. 50 Prozent des Verkaufspreises verbleiben den VerkäuferInnen.

Arge für Obdachlose, Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel., 0732/770805-19
Soziales Wohnservice Wels, E 37, Eisenhowerstraße 37, 4600 Wels, Tel. 07242/64930
Verein Wohnen Steyr, B 29, Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel. 07252/50 211

Medieninhaber und Herausgeber

Vorstand des Vereines »Arge für Obdachlose«, Obmann Mag. Peter Zuber, Marienstraße 11, 4020 Linz, www.arge-obdachlose.at



International

Die Kupfermuckn ist Mitglied beim »International Network of Street Papers« INSP
www.street-papers.com



FOTO: CHRISTINA CANAVAL

Pfiat di Roswitha!

Mit diesen Worten möchten wir von Roswitha, unserer langjährigen Redaktionskollegin und Freundin im Namen aller Redakteurinnen und Redakteure der Kupfermuckn Abschied nehmen. Du wirst uns allen sehr fehlen. Vor allem dein Humor, dein Engagement für unsere Zeitung, deine Leutseligkeit und dein sonniges Gemüt werden wir sehr vermissen. Viel zu plötzlich bist du von uns gegangen. Einige konnten sich von dir persönlich gar nicht mehr verabschieden. Nun bist du erlöst von deiner kurzen, schweren Krankheit. Mit diesen Zeilen nehmen wir nun trauernd von dir Abschied. Mögest du dort, wo du nun hingehst, ewigen Frieden und das Paradies finden, das du hier auf Erden nicht immer gehabt hast. Du, liebe Roswitha, hast es verdient, in den Himmel zu kommen und dort die ewige Ruhe zu finden. *Lilli, im Namen aller KollegInnen der Kupfermuckn-Redaktion*

Roswitha, du bist im Herzen immer noch bei uns. *Hans*

Was kann ich, da ich sie fast nur aus der Arbeit kannte, über sie sagen? Vielleicht doch so einiges, da sie eine sehr sozial denkende und engagierte Frau war. Sie engagierte sich nicht nur in der Kupfermuckn, sondern auch in der Armutskonferenz und nahm an vielen Tagungen und Konferenzen teil, um damit Initiativen zu unterstützen, für Menschen, denen es

nicht so gut geht. Auch, oder vor allem hier in Linz, wo sie nicht nur bei allen Leuten der Kupfermuckn geschätzt und beliebt war. Roswitha hatte immer ein offenes Ohr für die Sorgen und Anliegen der verschiedensten Personen und war für sie da. Und das führt mich zu einem Punkt, der marginal erscheinen mag, für mich aber quasi ein Markenzeichen von Roswitha war. Egal, wie ernst das Gesprächsthema war, sie schaffte es immer wieder, die heiteren Aspekte der Thematik hervorzukehren. Begleitet von ihrem herzlichen und wunderbaren Lachen! Ein Lachen, das oftmals Menschen Mut gab und sie wieder aufgerichtet hat. Ein Lachen, das mitriss und auch Menschen in schweren Situationen zumindest ein Schmunzeln ins Gesicht zauberte. Dieses Lachen, so könnte man meinen, ist nun verstummt. Nein! Roswitha lacht noch immer. In unseren Erinnerungen, aber vor allem in einer anderen Welt jenseits unserer Vorstellungskraft. Und da sie alle alltäglichen Sorgen, Schmerzen, ihre Krankheit abgelegt hat, kann sie nun lachen. Auch wenn der Abschied für alle, die sie kannten und besonders für ihre Angehörigen, sicherlich schwer ist, sollten wir auch an Folgendes denken: Aus einer anderen, einer besseren Welt lacht sie uns weiterhin zu und vielleicht schaffen wir es, wenn wir an ihre herzliche und humorvolle Art zurückdenken, ihr zumindest ein kleines Schmunzeln zurückzuschicken. *Gabi*



Krankheit als Schicksal

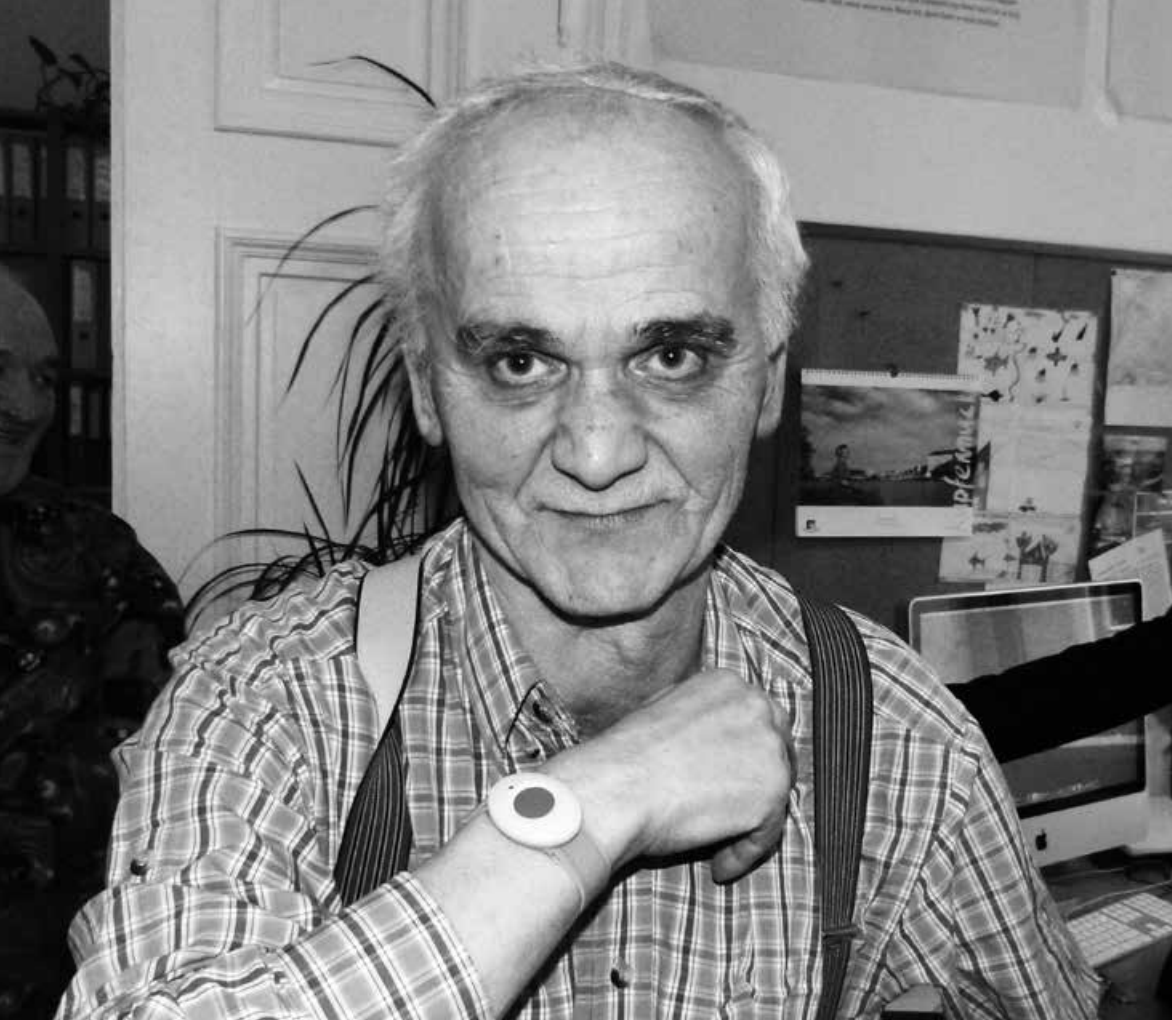
»Der Wurm ist da im Kopf... «

»Ich infizierte mich beim Plasmaspenden mit Hepatitis C, die nun einen Lebertumor verursachte.«

In den 70er Jahren ging ich Plasmaspenden. Einerseits, so dachte ich, wollte ich kranken Menschen helfen, andererseits konnte ich mein Taschengeld ein wenig aufbessern. Ich habe die Blutgruppe AB positiv. Dafür gab es 250,- Schilling Entschädigung. Ferner war ich Vöest Schichtarbeiter und hatte genug Freizeit, um den Spenderterminen nachzukommen. Natürlich fiel mir auf, dass die hygienischen Voraussetzungen nicht die besten waren. So eine Plasmaspende lief folgendermaßen ab: In der Ordination gab es drei Krankenzimmer mit sechs bis acht Betten. Da der Wartesaal meist mit 20 bis 30 SpenderInnen

gefüllt war, musste alles rasch abgehandelt werden. Oft wurde vom Arzt ein Spender schlecht gestochen und man blutete stark. Die Schwestern wischten das Blut oft nur notdürftig ab und der nächste war schon an der Reihe. Leider war dazumal Hepatitis C noch nicht bekannt. Und so kam es, dass in Österreich circa 17.000 Menschen mit diesem tödlichen Virus infiziert wurden, größtenteils durch die unhygienischen Umstände in der Ordination. Auch ich muss nun an den Folgen dieser »guten Tat« leiden, denn ich machte die Plasma GmbH stinkreich und mich selbst todkrank. Ich infizierte mich mit der Krankheit Hepatitis C, die vor einigen Monaten ausbrach und einen acht Zentimeter großen Lebertumor verursachte. Dieser Tumor wurde mir zwar im Elisabethinen Krankenhaus mustergültig operiert, aber durch seine Aggressivität und

Bösartigkeit kam er schon nach drei Monaten wieder zurück. Nun hatten die Ärzte das Problem, dass sie bei der ersten Operation soviel von der Leber wegschneiden mussten und nun nicht mehr operieren können, da sonst die Leber nicht mehr lebensfähig ist. Die Elisabethinen haben ein hervorragendes Ärzteteam, welches eine neue Behandlungsmethode bei mir durchführte. Und zwar wurde mir über die Leiste eine Kanüle bis zum Tumor eingeführt. Dann wurde durch die Kanüle ein Laser eingeführt. Dieser sollte die Blutzufuhr zum Tumor abschneiden und veröden. Anschließend wurden dem Krebs Chemotherapeutika zugeführt mit der Absicht, ihn abzutöten bzw. ihn zu stoppen. Diese Eingriffe verursachen höllische Schmerzen. Drei Tage hatte ich furchtbare Bauchschmerzen. Mir war ständig übel und ich konnte fünf



Mit lebensrettender Uhr und halbem Darm

Seit einiger Zeit trage ich das lebensrettende Armband vom Roten Kreuz. So kann ich trotz meines Gesundheitszustandes in meinem vertrauten Umfeld bleiben. Zu meiner Krankheit: »In Ihrem Dickdarm befindet sich eine sehr große Geschwulst. Ich befürchte, dass diese ein Krebs ist. Sie müssen unbedingt in stationäre Behandlung«, sagte mir ein Facharzt nach der Koloskopie. Nach dieser Auskunft war ich am Boden zerstört, habe mich gefürchtet, und mich wegen meinem leichtsinnigen Lebenswandel mit Selbstvorwürfen geplagt. In dieser Zeit ließ ich mein Leben Revue passieren. Da wurden einige Erinnerungen wach, die ich gerne wieder verdrängt habe. Am Ende waren die angenehmen, erfreulichen Gedanken, besonders die von gelungenen künstlerischen Aktionen, in der Überzahl. Diese positiven Gedanken gaben mir wieder Zuversicht und Mut. Auch mein Hausarzt hat mich ermutigt und überwies mich an das Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern. Dort wurde die Koloskopie wiederholt und eine Laboruntersuchung vorgenommen. Am folgenden Tag brachte mir der Oberarzt die erlösende Meldung: »Sie haben einen großen, aber gutartigen Polyp im Dickdarm, der muss chirurgisch entfernt werden. Dabei wird es

notwendig sein, Ihnen einen großen Teil des Darmes zu entfernen.« »Ach so, wie viel denn, Herr Doktor«, fragte ich. Er zeigte mir eine Skizze, auf der mein Dickdarm mit dem Polypen abgebildet war und erklärte mir: »Diesen Teil werden wir entfernen müssen.« »Aber das ist ja enorm viel, das ist ja der halbe Dickdarm,« wunderte ich mich. »Ja, da haben Sie recht, das ist viel, aber es muss sein. Nur, ich kann Sie trösten, Sie sind dann nicht der Einzige, der mit einem halben Dickdarm lebt. Da haben Sie viele Leidensgenossen und denen geht es sehr gut mit dem halben Darm.« Weil es zu dieser Operation keine Alternative gab, unterschrieb ich mein Einverständnis. Dieser Unterschrift folgte eine sehr anstrengende Zeit. Gott sei Dank ist alles gut gegangen und ich konnte das Krankenhaus nach zwei Wochen verlassen. Damals machte ich die wichtige Erfahrung, dass trübsinniges Dahinbrüten die Krankheit verschlimmert. Positive Gedanken hingegen können sehr viel zur Genesung und einer raschen Erholung beitragen. Diese Erfahrung sollte sich vor kurzem, als ich mit einer schweren Infektion im Krankenhaus lag, bestätigen. Ich konnte nach sieben Tagen geheilt entlassen werden. *Günter*

Tage keinen Bissen zu mir nehmen. Zweimal schon musste ich diese Prozedur über mich ergehen lassen. Und wie oft ich das noch durchmachen muss, steht noch nicht fest. Eine Heilungschance können mir die Ärzte nicht garantieren. Nach der letzten schmerzvollen Behandlung dachte ich schon, es wäre besser, wenn ich sterbe, da hätte ich alles hinter mir. Dann denke ich wieder, wer weiß, ob ich das nächste Mal überhaupt noch aufwache? Diese Gedanken kann man nur schwer erklären, nur wünsche ich diese Schmerzen nicht einmal meinem größten Feind. Das muss ich nun so lange durchhalten bis der Krebs abstirbt. Wenn er überhaupt abstirbt, und das treibt mich zur Verzweiflung. Obwohl ich nicht immer vorbildlich lebte, hätte ich mir einen besseren Lebensabend verdient. *Edi*

»Meine Mutter ist an der Krankheit Veitstanz gestorben.«

Chorea Huntington, besser bekannt unter dem älteren Namen »Veitstanz« ist unheilbar und nicht aufzuhalten. Das besondere an dieser Krankheit ist, dass sie nur von Frauen übertragen werden kann, es aber beide Geschlechter bekommen können. Meine Mutter ist an den Folgen dieser Krankheit im Alter von 42 Jahren verstorben. Es fing alles ganz harmlos an: Erste Anzeichen waren schnelles Erkranken, Kreislaufprobleme, Husten und Keuchen das ganze Jahr über. Das ging zwei Jahre so dahin, bis dann deutlichere Symptome auftraten. Sie bekam ruckartige und unkontrollierbare Zuckungen und fing an zu stottern, was sich auch auf ihren Job als Lehrerin negativ auswirkte. Nach einiger Zeit beklagte sie sich fast täglich über Schmerzen im Rückgrat und in der Brust. Zu dieser Zeit wussten ich und meine Schwester noch nicht, dass unsere Mutter so schwer krank war. Ich habe sie zwar öfter darauf angesprochen, doch sie sagte immer nur, dass sie ein schlechtes Immunsystem habe, was man seiner Mutter mit zwölf auch glaubt. Nach einiger Zeit wurde es dann immer schlimmer. Ihre Haut wurde faltig, ihr Gesicht fiel regelrecht ein. Augerringe, braune Fingernägel und blaue Flecken bekam sie auch wenn sie sich nur irgendwo anhaute. Mir war klar, dass etwas nicht stimmte. Ich half ihr wo ich konnte, übernahm die ganze Hausarbeit, weil meine Mutter nicht einmal mehr einen Besen in die Hand nehmen konnte, ohne wie verrückt zu zittern. Sie verlor schließlich die Arbeit in der Schule, da sie kaum noch zusammenhängende Sätze herausbrachte. Der Arzt verschrieb ihr schwere Medikamente gegen die Schmerzen und Schlaftabletten, damit sie wenigstens etwas schlafen konnte. Doch sie verweigerte

jegliche Art von Tabletten und Medikamenten. Jede Nacht hörte ich sie vor Schmerzen laut schreien. So laut, dass ich aufrecht im Bett wie erstarrt sitzen blieb. Dann ging alles ganz schnell. Sie brach fast täglich zusammen, da ihre Knochen sie nicht mehr trugen. Sie bekam nur noch einzelne Laute heraus und konnte sich nirgendwo ruhig hinsetzen. Sie wippte und schlug aus ohne es zu bemerken. Das Essen funktionierte nur noch über eine Magensonde, da sie ihren Kiefer kaum noch bewegen konnte. Sie schlief gar nicht mehr und man merkte, dass sie immer schwächer wurde, bis sie schließlich nur mehr dalag. Ein halbes Jahr lang konnte sie sich nicht mehr rühren. Das war für uns die schlimmste Zeit. Meine Mutter starb an dieser Krankheit. Diesen Alptraum wünsche ich keinem Menschen auf dieser Welt. *Benjamin (Wels)*

»Aufgrund meiner Krebserkrankung und psychischen Erkrankung bin ich kaum mehr belastbar.«

Schon vor Jahren wurden bei mir Depressionen festgestellt. Bedingt durch meinen seelischen Zustand schaffe ich für mich so gut wie gar nichts. Es wird mit den Jahren nicht besser. Seit einiger Zeit gehe ich wieder zum Psychiater. Seither fühle ich mich wieder etwas besser. Eigentlich wollte ich nur ein paar Mal hingehen, um bessere Chancen zu haben, ins Chancengleichheitsgesetz hinein zu fallen. Doch mittlerweile bin ich über den Schritt froh. Ich habe die Bestätigung bekommen, dass ich aufgrund meiner früheren Krebserkrankung und psychischen Erkrankung körperlich und psychisch kaum mehr belastbar bin. Dadurch bin ich mir über die nächsten Schritte in meinem Leben nicht ganz einig. Aber ich werde den Doc mal fragen, ob es nicht sinnvoll wäre, dass ich einmal um die Pension ansuche, da es bei mir auch sonst ziemlich happert. Denn auch sehen kann ich

nur mit einem Auge. Das letzte Bisschen, das ich am anderen Auge noch vor der Krebserkrankung hatte, ist nun weg. Auch auf einem Ohr bin ich schwerhörig, was das Leben nicht leichter macht. *Sonja*

»Ich bin der Macher meiner Welt, meine falschen Gedanken haben meine Krankheiten erzeugt.«

Ich bin seit drei Jahren in der Invaliditätspension wegen diversen Krankheitsgeschichten. Ich weiß, was Schmerzen im psychischen und physischen Bereich bedeuten. Ich habe sehr viel ausprobiert mit Alternativ- und Schulmedizin. Geholfen hat nichts. Vor drei Jahren wollte ich dann schon fast Selbstmord begehen, weil ich diesen Wahnsinn nicht mehr aushielt und keine Hoffnung auf Besserung sah. Eine Stimme in mir sagte ständig: »Bring dich um, es wird sowieso nicht mehr besser.« Eine zweite, sehr leise Stimme, sagte: »Tue das nicht, lebe weiter.« Zwei Mal hatte ich schon das Messer in der Hand, um mir die Pulsadern aufzuschneiden, zwei Mal legte ich es wieder weg. Irgendwie fühlte ich, dass Selbstmord keine Lösung war, und da ich an die Wiedergeburt glaube, war zu befürchten, dass es im nächsten Leben noch heftiger zugehen würde, wenn ich diese Geschichte nicht in diesem Leben auflösen würde. Ich muss sagen, dass ich von dem Moment an, wo ich beschlossen habe, mich dem Ganzen zu stellen, sehr viel Hilfe von der geistigen Welt und von verschiedenen Heilern bekommen habe. Ich habe intensiv an mir gearbeitet, mich geistig geöffnet und täglich um ein Wunder gebetet. Nach und nach wurde mir klar, dass ich für meine Leiden voll die Verantwortung übernehmen muss, da ich mir das alles selbst kreiert habe, aus welchen Gründen auch immer. Niemand und nichts im Außen ist schuld. Ich bin der Macher meiner Welt und meine falschen Gedanken haben meine Krankheiten

erzeugt und erhalten sie weiterhin aufrecht. Das war vorerst ein Schock für mich, aber ein heilsamer. Ich will jetzt nicht behaupten, dass ich total geheilt bin, denn so alte Muster verschwinden nicht von heute auf morgen und wenn, dann tauchen sie ab und zu auch wieder auf. Aber ich weiß jetzt, wie ich damit umzugehen habe, und dass ich es mir nicht auf alle Ewigkeit behalten muss. Es ist alles nur für einen Augenblick, außer ich halte die Schmerzen in der Vergangenheit oder der Zukunft fest. Ich kann mich in jedem Moment entscheiden will ich gesund sein oder leiden. Das ist oft mühsam und man muss die Gedanken gut kontrollieren, denn ansonsten kreieren wir unentwegt in einen unbewussten Zustand eine Hölle nach der anderen. Wenn ich »Krankheit« in meinem Geist speichere, werde ich Krankheit erfahren. Habe ich aber »Heilung« in meinem Geist, werde ich Heilung erleben. *Susanne*

»Ich sah auch selber, dass ich nicht mehr gebraucht wurde, weil ich ausgemergelt war.«

Meine Krankheit begann schon mit fünf Jahren. Mein Vater hatte mich gegen eine Tür geschleudert und ich kam am nächsten Tag ins Spital, wo eine Rückgratverletzung festgestellt wurde, an der ich seither leide. In meinem Beruf als Maler stürzte ich einmal von der Leiter, Fersenbein zertrümmert – neun Monate Krücken waren die Folge. Später mussten wir auf Baustellen mehrmals 50 Kilo Kübel mit Farbe und andere Materialien viele Stockwerke nach oben schleppen wie die Sherpas. Dadurch wurde meine Wirbelsäule oft überanstrengt und ich musste immer öfter in den Krankenstand, teils auch selbst verschuldet. Für eine Kur war ich damals zu jung. Zwei Knöchelbrüche hatte ich dann auch noch, und andere Krankheiten gaben mir den Rest. bis mir die Betriebsärztin nahelegte





Im Jahr 2010 unterzogen sich die KupfermucknredakteurInnen einem Fitnesstest

um Invaliditätspension anzusuchen. Ich sah auch selber, dass ich nicht mehr gebraucht wurde, weil ich ausgemergelt war. Die Pension wurde zwar genehmigt, aber nach 43 Arbeitsjahren war ich mit 58 Jahren noch zu jung und es wurden sehr große Abschlüge gemacht. Manchmal höre ich sogar, ich hätte mir die Pension erschlichen und sei in Wahrheit ein Tachinierer. Da ich alleine in einer alten Wohnung lebe und dadurch auch manche Reparaturen anfallen, die ich durch meine Behinderung nicht mehr selbst ausführen kann, muss ich oft jeden Cent zweimal umdrehen bevor ich ihn ausbebe. Vier Wochen kaltes Wasser, weil der Boiler kaputt ist, oder im Winter etwas kalt, das sind auch alles Sachen, die nicht förderlich sind für die Gesundheit. *Hans H.*

Ich leide an einer Borderlinestörung und an Depressionen

In meinem 13. Lebensjahr wurde bei mir eine Borderline Krankheit diagnostiziert. Bei mir hat es mit Hände und Beinen ritzen begonnen. Ich habe dazu jedes spitze Werkzeug genommen, das mir in die Finger gekommen ist - Rasierklinge, Messer, zur Not auch eine Schere. Meine Kindheit war nicht besonders rosig. Ich musste mir immer anhören, dass ich blöd bin und nichts schaffe. Mein Vater hat am meisten über mich gelästert. Meine Psyche war am Ende, bald auch mein Körper. Seit 2003 bekomme ich nun die Invaliditätspension. Zuvor bin ich arbeiten gegangen, habe aber wegen meiner Krankheit jeden Job

schnell wieder verloren. Ich leide außerdem immer wieder an schweren Depressionen. Auch deshalb war ich oft im Krankenstand. Ich habe insgesamt sieben Selbstmordversuche hinter mir, die Gott sei Dank misslungen sind. Ich bin nach wie vor in psychiatrischer Behandlung. Mit Antidepressiva geht es halbwegs. Nach vielen Jahren habe ich nun gelernt, mit meiner Krankheit zu leben und nicht mehr gegen sie zu arbeiten. Momentan bin ich stabil. Aber ich kann nicht sagen wann ich ins nächste Loch falle. Es kommt mir ab und zu so vor, dass meine Krankheit eine tickende Zeitbombe ist. Ich habe einige Bücher zuhause die mir helfen, dass ich stabil bleibe. Ich glaube dass ich ohne die Gesprächstherapie es nicht schaffen würde. Leider ist Borderline nicht heilbar. Ich kann nur immer wieder kämpfen und wenn ich am Boden liege aufstehen. Ich bin ein sogenanntes Steh-auf-Manderl. *Claudia*

»Momentan nehme ich acht Tabletten täglich, Tendenz steigend.«

Ob das überhaupt noch gesund sein kann, frag ich mich oft, wenn ich meine tägliche Ration an Medikamenten in mich reinstopfe. Momentan nehme ich acht Tabletten täglich, Tendenz steigend mit jedem Jahr, das ich älter werde. Habe mir alle auf einem kleinen Zettel aufgeschrieben, den ich monatlich in der Apotheke auf den Tisch knalle. Das Bedienungspersonal ist zwar freundlich doch das kann mich auch nicht über die jedesmal zu zahlenden 30 Euro hinweg trösten. Waren das noch Zeiten als die Medikamente nichts kosteten. Doch damals brauchte ich noch keine. Hab mir auch schon abgewöhnt, die Beipackzettel zu lesen. Denn all die möglichen Risiken und Nebenwirkungen die auftreten könnten und als Gegenmittel erneut Tabletten nötig machen, würden mich zu einer Giftmüllentsorgungsanlage machen. Meine Medikationen heißen übrigens: Für den Bluthochdruck 10mg Amlodipin, wenn ich die nehme, werde ich bald hin. Statt den Schilddrüsen die mir total entfernt, entnehme ich aus der Medikamentenbox Euthyrox. Weiters gegen meine Depression, Sertralin und Trittico damit ich wieder werde froh. Mir gleich drauf eine Allobenz herricht, muss ich nehmen gegen die Gicht. Es folgt noch eine Pentoxi, 400 Milligramm, der Wurm ist da im Kopf daham (= Tinnitus). Und zu guter Letzt zur Entwässerung des Systems eine Lasix, schmeckt zwar gut, aber hilft fast nix. Und alle jene, die geglaubt haben, jetzt kommt noch Viagra dran, muss ich enttäuschen, hier stelle ich noch meinen Mann. *Hans*

Den Tagen mehr Leben geben

Im Gespräch mit OA Dr. Johann Zoidl, Leiter der Palliativstation des Krankenhauses der Barmherzigen Schwestern Linz

Dort, wo Dr. Johann Zoidl arbeitet, will niemand hin. Der ärztliche Leiter der Palliativstation St. Louise am Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern in Linz sorgt sich um den Körper und die Seele schwerstkranker Menschen und setzt sich für ein Kranksein und Sterben in Würde ein.

»Wir können leider nichts mehr tun!« - ein niederschmetterndes Urteil für Schwerkranken. Ab einem gewissen Stadium sind einige Krankheiten aus medizinischer Sicht unheilbar. Trotz allem aber kann Medizin immer noch etwas machen, wenn nicht mehr im Sinne der Lebensverlängerung, dann wenigstens im Sinne der Leidenslinderung. Der Begriff »palliare« kommt aus dem Lateinischen und heißt »mit einem Mantel umhüllen«. Genau das ist im übertragenen Sinn Ziel der Palliativmedizin: Wie ein Mantel soll sich symptomlindernde Medizin um schwererkrankte Menschen legen, ihnen mit ihrer begrenzten Lebenserwartung Rückhalt sowie ein Gefühl der Geborgenheit geben. Palliativmedizin wird landläufig auch mit Schmerzbekämpfung gleichgesetzt.

Würde gegenüber Sterbenden

Die Lebensgeschichten und gesellschaftlichen Schichten der Patienten sind unterschiedlich, ihr Schicksal dasselbe: Sie müssen den Tod annehmen. Wenn man tagtäglich mit Schwerkranken zusammen ist, prägt das. »Im Kontakt mit sterbenden Menschen habe ich viel über mein eigenes Leben gelernt«, konstatiert Zoidl. Gemeinsam mit einem professionellen, berufsgruppenübergreifenden Team arbeitet er politisch und konfessionell unabhängig: »Wir achten jeden Menschen, respektieren seine Weltanschauung und sind offen gegenüber spirituellen Fragestellungen«, betont der Oberarzt. Zoidl selbst hat die Grenzerfahrung der Endlichkeit seines Lebens am eigenen Leib erfahren. Durch einen schweren Unfall im vorigen Jahr lag er einige Wochen in künstlichem Koma und danach auf der Intensivstation. »Sterben wäre für mich damals einfacher gewesen«, sagt er. »Sollte es noch einmal so weit kommen, wünsche ich mir Menschen um mich, die mich so annehmen,



OA Dr. Johann Zoidl (links im Bild) betreut bei den Barmherzigen Schwestern schwerkranke Menschen (Foto: Palliativstation)

wie ich bin.« Diese herausfordernde Erfahrung hat ihn noch intensiver für die Sterbethematik sensibilisiert. Zoidls Menschenbild ist geprägt durch eine Haltung der Achtung und der Würde gegenüber sterbenden und schwerkranken Menschen. Sein Handeln richtet sich konsequent an den körperlichen aber auch seelischen und spirituellen Bedürfnissen der Patienten. Im Gespräch sieht Zoidl eine wesentliche Ergänzung zur medizinischen und pflegerischen Betreuung: »Einfühlende Worte für die Patienten finden, ohne Zeitdruck, wirkt oftmals mehr als jedes Medikament«. In einem Leitsatz der Palliativmedizin heißt es: »Nicht dem Leben mehr Tage geben, sondern den Tagen mehr Leben geben.« Darauf konzentriert sich sein ganzes Tun. »Für den einen bedeutet Verbesserung des Wohlbefindens, einfach in Ruhe gelassen zu werden, für den anderen ein offenes Ohr. Die Vorstellungen des Patienten liegen im Vordergrund«, betont Zoidl. Oft würden ihm Menschen Dinge erzählen, über die sie zuvor noch mit keinem anderen geredet haben. »Mich faszinieren solche Geschichten, vor allem das Potenzial, welches in ihnen steckt.« Für Menschen, die vor lauter Schmerzen keinen klaren Gedanken mehr bilden können, steht Schmerzlinderung durch Opiate an oberster Stelle.

CliniClowns und Wunder

Auf seiner Station gibt es aber längst nicht nur traurige, sondern auch berührende Momente. Die CliniClowns etwa, welche auf Kinderstationen von Spitälern längst eine fixe Einrichtung sind, besuchen regelmäßig die Palliativstation der Barmherzigen Schwestern und bringen Abwechslung in den oft tristen Alltag der Patienten. »Diese Begegnungen sind ganz besonders«, sagt der Chefarzt. »Die Clowns wecken alte Kindheitserinnerungen und Humor als wichtige Ressource und Kraftquelle«, weiß Zoidl. Darüber hinaus profitieren aber auch Besuchende vom Clown-Konzept der Station. »Es tut so gut, wenn man bei euch ein Lachen hört«, sagte letztes ein Besucher zum Arzt. Es geschehen aber auch immer wieder einmal kleine Wunder auf Zoidls Station: Eine Patientin lag vor acht Jahren auf unserer Abteilung mit neurologischer Erkrankung und einem Magenkarzinom. Die bereits Todiesagte hatte immer wieder bezeugt, dass sie leben will. Durch ihre enorme Willenskraft hat den Kampf gegen den Tod gewonnen. Sie lebt heute gesund. Zoidl ist überzeugt davon, dass in jedem von uns Heilungs-Potenzial steckt, welches helfen kann, schwierige Zeiten zu meistern. (dw)



EIN PUNK VERSTECKT SICH NICHT...

»Punk sein heißt gegen den Strom schwimmen, gegen die Verarschung, die der Staat jeden Tag vorgibt. Punks lieben die Freiheit und die Rechten sind die Unterdrücker. Ein Punk versteckt sich nicht, er zeigt seine Wut gegen das System und den Staat. Punk zu sein ist eine Herzenssache, man muss nicht so ausschauen. Es gibt Leute in ganz normalen Klamotten, die viel mehr Punk sind als viele mit einem Irokesen.« meint Schlatzi und gibt uns Einblick in seine Punkphilosophie.

Ein kleines verlassenes Häuschen, zurückversetzt von der Straße mit viel Grün rundherum mitten im Zentrum von Linz, wer möchte dort nicht wohnen. Schlatzi sagt, es wäre ein Bungalow, dafür ist es aber schon zu desolat. Beinahe seit einem Jahr wohnen hier etwa fünf Punks, einige Hunde und das Frettchen Mogli. Das Haus sei nicht besetzt, denn bei einer Besetzung geht man an die Öffentlichkeit um die Nutzung durchzusetzen. »Squatting« sei der richtige Ausdruck. Man geht still in das Haus und eignet sich das Objekt für seine Zwecke kurzzeitig an, solange es halt geht. Letzten April habe ein Freund von diesem verlassenen Häuschen erzählt, in dem vorher schon einmal Jugendliche waren. »Wir wohn-

ten gerade einen Monat darin, als der ganze Polizeistress abgegangen ist. Die Polizisten haben gesagt: »Packt Eure Sachen und geht!« Der Hausbesitzer war am Anfang schon gscheit sauer. Meine Freundin Denise hat mit ihm zu reden begonnen und war so überzeugend, dass er dann eingelenkt hat. Wir waren alle schon am Packen und dann konnten wir doch bleiben. Denise hat ausgemacht, dass nicht mehr als fünf Leute im Haus sein dürfen und sie hat die Verantwortung dafür, dass es keinen Ärger gibt. Jetzt sind wir bald ein Jahr im Haus. Es soll irgendwann abgerissen werden. Der Besitzer schaut ab und zu vorbei, ob alles passt.«

Leben mit 150 Euro im Monat

Vorher hatten sie zu viert und mit drei Hunden in einer Wohnung in der Unionstraße gewohnt. »Der Besitzer war in Ordnung, aber einzelne Nachbarn waren gegen uns, solche Leute gibt es leider überall. So sind wir wieder wohnungslos geworden.« Schlatzi lebt seit fünf Jahren in Linz. In Wien hat er Denise kennengelernt und wollte sie für eine Woche in Linz besuchen, dann ist er hängen geblieben. Zuerst haben sie in einem Abbruchhaus in Urfahr gewohnt, dort wo nun das Einkaufs-

zentrum Lentia an die Hauptstraße grenzt. Danach zogen sie weiter in ein leerstehendes Haus in der Kaisergasse. Schon mit 14 Jahren wollte Schlatzi ein Punk sein. Er begann eine Rauchfangkehrerlehre, weil es keine anderen Jobs gab. Dem Chef habe die Aufmachung zwar gestört, gesagt habe er aber nichts. Mit 16 Jahren begann er das aktive Punkleben. Seitdem lebt er vom Schnorren, von Gelegenheitsarbeiten beim Bühnenbau bei Konzerten und vom Straßenzeitungsverkauf. Schlatzi sagt, er habe ein gutes Elternhaus und auch heute noch oft Kontakt zu seinen Eltern in Knittelfeld. »Anfangs wollten die Eltern schon, dass ich mein Leben ändere, nun haben sie akzeptiert, dass ich so leben will und dass ich dabei aber am Boden bleibe. Meine Mutter haben sie in der Krise nach 16 Jahren aus der Firma rausgeschmissen. Sie findet es nun sogar gut, dass sich nicht alle einfach so verarschen lassen.«

Geld braucht Schlatzi nicht viel, er schätzt so circa 150 Euro im Monat. »Luxus ist der Hund Crusty, für den tua i ois. Den Hunden geht es sicher besser bei den Punks, als sonstwo, sie sind viel draußen und immer bei den Leuten. Von unseren Nachbarn kennen wir hauptsächlich die Hundebesitzer. Das ist ein



ER ZEIGT SEINE WUT GEGEN DAS SYSTEM

Phänomen, aber Hundebesitzer verstehen sich immer gut. Vom Schnorren kann man nicht mehr leben, aus dem Osten kommen schon so viele und die Leute geben nichts mehr her. Jetzt verkaufen wir die Kupfermuckn.« Das sei viel besser und es gibt immer mehr Stammkunden, die ihnen auch Hundefutter und andere Sachen vorbei bringen. Er hält auch nichts vom vielen Saufen. »Trinken, Spaß und Party ist schon ok. Aber mit Alkohol und Drogen sperrt man sich selber ein. Der Staat macht die Leute süchtig. Auch die Pharmakonzerne verdienen mit ihren Tabletten.«

No Border - No Nation

Es gibt mehrere Strömungen des Punk, so die klassischen Punks mit Irokesen. Schlatzi fühlt sich eher als »Crustpunk«, das ist nicht nur von der Musik her schneller, lauter und härter. Anarcho-Punks beschäftigen sich mit Veganismus, mit dem Krieg und sind eher Richtung autonome Szene orientiert. Ein Plakat zeigt einen Anarcho-Punk mit einer Waage, bei der die Schale mit der Bombe mehr wiegt als die mit dem Bier. Darunter steht »Solange Du Dich nicht wehrst, unterstützt Du das System.« Gemeinsam sind allen die Sprüche »No Border - No Nation« und »Kein Mensch ist

illegal«. Punk ist international und es gibt Punks überall auf der Welt, sogar in Kasachstan und China. Schlatzi ist Sänger in einer Szeneband. Die Musikrichtung heißt »Grindcore« (zermahlen) und die Gitarren klingen wie Sägen. Die Band hat schon genug Songs mit Namen wie »Greedy pigs« (gierige Schweine) für ein Album zusammen. Es fehlt das Geld für ein Studio. Das Kultbuch »Wir wollen immer artig sein ...« ist Schlatzis Lieblingslektüre über die Musikszene in der DDR. Legendar war schon in den 80er Jahren die Punkband »Schleim-Keim« deren Sänger »Otze« jedes Jahr einmal im Gefängnis saß. In der DDR war es sicher gefährlicher gegen das System zu sein als in Österreich. »Das Buch »Dorfpunks« von Rocko Schamoni kennt sowieso jeder.

In Linz gäbe es so um die 200 Punks, schätzt Schlatzi. Die »Freetekno Szene« ist auch auf der Wellenlänge der Punks. Die Parties werden nicht angemeldet und mit Flyer und Handy-Infoline beworben. Internetplattformen wie Facebook werden abgelehnt. »DIY lautet das Kürzel - do it yourself. Man soll alles selber machen und sich nicht auf Internetplattformen verlassen. Wenn wer eine Freetekno Party im Facebook ankündigt, stehen

schon die Bullen da.« Polizei ist bei den Punks nicht beliebt und oft findet man das Kürzel ACAB (All Cops are Bastards). Bei den »Chaostagen« 1995 in Hannover, das als zweitägiges Punkerpicknick geplant war, kam es durch Polizeiübergriffe zu massiven Krawallen und hunderten Verletzten. »Hätte es keine Polizeiübergriffe gegeben, dann wären alle nach zwei Tagen Party wieder nach Hause gefahren«, meint Schlatzi.

200 Punks in Linz

Jetzt ist er 30 Jahre alt und hofft, mit seinen Freunden noch eine Zeit im Häuschen bleiben zu können. Strom gibt es keinen und das kleine Stromaggregat, das sie sich besorgt haben, ist kaputt. Fernsehen brauchen sie sowieso nicht. Das Wasser ist im Winter abgedreht und zur Toilette geht man in die KAPU oder zum öffentlichen WC. Einen Ofen zum Heizen haben sich die Punks organisiert und so ist es recht gemütlich mit Graffiti und Punkpostern an den Wänden, alte Sofas, Matratzen und Flaschen mit Kerzen für das Licht. »Im Frühjahr können wir wieder draußen grillen. Wir müssen aber aufpassen, dass nicht zu viele Leute kommen, damit es keinen Ärger gibt,« meint Schlatzi. (Text und Fotos hz)

Ein bunter Haufen von Anarchisten und Revoluzzern

Bericht aus der Linzer Punk-Szene der 80er



Reinhard Röhrenbacher - früher Punk, heute Jugendbetreuer (Foto: Gabi)

Punks, man sieht und sah sie schon seit Jahren in der Linzer Innenstadt. Doch wie war das früher, als sich die Punkszene in Linz erst etablierte? Wie waren die Anfänge? Reinhard »Reini« Röhrenbacher (44), heute sozialpädagogische Fachkraft und früher als der wohl älteste Punk von Linz bekannt, berichtet vom Beginn der Punkbewegung und seinem Werdegang.

Reini kann sich nicht wirklich an eine Initialzündung erinnern, die ihn dazu führte, Punker zu werden. »Anfang der 80er Jahre ergab sich das eher schleichend durch die neue deutsche Welle. Wir haben uns damals auch nicht gleich wirklich als Punks bezeichnet, sondern waren eher ein bunter Haufen von Anarchisten und Revoluzzern«, berichtet er von den damaligen Anfängen. »Wir wollten damals nicht nur gegen das eigene Elternhaus revoltieren, sondern auch Missstände in der Gesellschaft aufzeigen.« Unter diesen Missständen verstand Reinhard zum Beispiel den Druck der sogenannten Leistungsgesellschaft in der man zu funktionieren hat, wie es vorgegeben ist. Eine Gesellschaft in der für alternative Lebensform wenig bis gar kein Platz ist. Auch heute, bei seiner Arbeit mit Jugendli-

chen sieht er immer wieder die Problematik mit der die heutige Jugend konfrontiert wird. »Sie werden als jugendliche Erwachsene angesehen und schon in jungen Jahren mit Problemen konfrontiert, die sogar Erwachsene überfordern.

Abbruchhäuser und Straße

In Zeiten immer größer werdender Jugendarbeitslosigkeit müssen sie sich um eine Lehrstelle kümmern und man erwartet von ihnen auch gleich Erfahrung im beruflichen Sektor in einem Alter, in dem sich viele erst mal selbst finden müssen.« Doch auch damals war das Leben als Punk nicht immer leicht. Aufgrund ihrer offen zur Schau gestellten linken Gesinnung, gab es immer wieder Probleme mit rechtsgerichteten Gruppierungen und auch viele LinzerInnen reagierten nicht immer positiv auf sie. Wurden Leute ihrer ansichtig, gab es schon mal Bemerkungen wie: »Geht's hackeln«, oder noch schlimmer: »A klana Hitler g'herat wieder her.« In dieser Zeit schlief er zu 90 Prozent in Abbruchhäusern oder auf der Straße und kam dabei auch immer wieder in Konfliktsituationen mit der, damals noch aktiven, VAPO (Volkstreue Au-

ßerparlamentarische Opposition). Doch Reini, der schon immer ein Mann des Konsens war, konnte schon damals mit Leuten aus der rechten Szene so umgehen, dass sie ihn zumindest meistens in Ruhe ließen. Auch wenn er zweimal fast abgestochen wurde.

Vom Punk zum Streetworker

Später, als Sozialarbeiter, schaffte er es sogar zwischen den eher rechtsstehenden Hooligans und den linksgerichteten Punks zu vermitteln indem er sie auf diverse Gemeinsamkeiten wie zum Beispiel ihre Auflehnung gegen das Establishment hinwies. Er konnte auch einen partiellen »Waffenstillstand« herstellen. Nach circa zwölf Jahren in der Punkszene begann er mit der Zeit von selbiger Abstand zu nehmen. »Es gab einiges, was mich störte. Mit zunehmendem Alter nimmt man von vielem Abstand und entwickelt andere Vorgehensweisen. Durch eine Gegenbewegung gegen die Gesellschaft, wie wir es darstellten, konnten wir zwar auf einige Missstände aufmerksam machen, aber nicht wirklich etwas bewirken. Anarchie setzt auch ein Quantum an Eigenverantwortlichkeit voraus. Ich wollte zwar nie ein geregeltes Jobverhältnis im, hab aber auch nie AMS-Geld oder Sozialhilfe bezogen«. Schon früher legten ihm Streetworker nahe mit Jugendlichen zu arbeiten. Nachdem er dann einige Zeit als, sozusagen »ehrenamtlicher Streetworker«, selbige bei ihrer Arbeit begleitet hatte, bekam er durch Vermittlung von »Job Impuls« die Möglichkeit zur Ausbildung als Jugendbetreuer. Ein Beruf, in dem er nun schon seit vielen Jahren erfolgreich tätig ist. Er berät Jugendliche, die auf der Straße leben und hilft ihnen bei Problemen des alltäglichen Lebens. Zu diesem Interview erschien er mit Farbspuren an den Händen, da er gerade einem jugendlichen Klienten half, dessen Wohnung auszumalen. Doch wie es Reini vor allem schafft, Jugendliche zu überzeugen ist seine Authentizität. Sie wissen, wenn er über das Leben auf der Straße, Rebellion gegen herrschende Gesellschaftsstrukturen und andere Dinge spricht die sie betreffen: »Der Mann weiß wovon er redet.« Gabi



Kupfermuckn

WIR DRUCKEN DAS GELBE VOM EI



Kupfermuckn

NACHRICHTEN VON UNTEN



Kupfermuckn

UNS IST NICHTS ZU HEISS

Kupfermuckn-Planentasche mit 2 Fächern, erhältlich in 3 Farben (von oben: Gelb - Grün - Rot). Bestellung bei Ihren VerkäuferInnen oder unter Tel. 0732 / 77 08 05-13 bzw. E-Mail: kupfermuckn@arge-obdachlose.at. Preis: Euro 35.-

NEU: KUPFERMUCKNTASCHEN

Asyl - Menschen als politischer Spielball

Interview mit Christian Schörkhuber - Volkshilfe Flüchtlingsbetreuung



Oft verschwinden Kupfermucknverkäufer von einem Tag auf den anderen, oder kommen verzweifelt ins Büro, weil sie zurück in Länder müssen, die die Bezeichnung »Heimat« nicht verdienen. Christian Schörkhuber, Leiter der Volkshilfe Flüchtlingsbetreuung und Mitglied des Asylbeirates im Innenministerium, berichtet im Interview über das Bleiberecht und Neuerungen im Asyl- und Fremdenrecht.

»Mitte des Jahrzehnts betrug die Zahl der offenen Asylfälle 46.000 Personen. Durch zwei Maßnahmen wurde dieser »Rucksack« auf 20.000 offene Fälle reduziert. Einerseits wurden die Richter am Asylgerichtshof verdoppelt und andererseits wurde der Verwaltungsgerichtshof als letzte Instanz abgeschafft. Daher gibt es nur mehr zwei Ebenen des Verfahrens: der Antrag beim Bundesasylamt nach der Einreise und den Asylgerichtshof als Berufungsinstanz. Beim Abbau der offenen Fälle erhielten auch viele Menschen, die sich bereits zwischen 10 und 15 Jahren in Österreich aufhielten, ein negatives Urteil.

Zum Beispiel wurde Frauen kein Asyl gewährt - die wegen Genitalverstümmelungen aus Nigeria flüchteten - weil es in Nigeria ein Gesetz gegen Genitalverstümmelungen gibt und man Anzeige erstatten hätte können. Derartige Anzeigen in Nigeria haben aber keine Wirkung,« berichtet Christian Schörkhuber. Unabhängig vom Asylgesetz beschied der Verfassungsgerichtshof, dass Menschen als integriert gelten, wenn eine Rückschiebung ins Herkunftsland gegen das Recht auf Privat- und Familienleben verstößt und kaum mehr Kontakt zum Heimatland haben. Dies trifft zum Beispiel zu, wenn Kinder hier seit Jahren zur Schule gehen oder überhaupt schon hier geboren sind. Der Verfassungsgerichtshof hat nun die Rahmenbedingungen und das Antragsrecht für das »humanitäre Bleiberecht« festgelegt. Die Prüfung bleibt beim Magistrat bzw. der Bezirksverwaltungsbehörde. Diese Anträge haben aber keine aufschiebende Wirkung und man kann abgeschoben werden, während das Verfahren um das Bleiberecht läuft.

Amnestie für 2000 integrierte Asylwerber

»Die Volkshilfe Flüchtlingsbetreuung fordert als Teil der »Plattform Bleiberecht«, dass es für die ca. 2000 Personen, die schon länger als fünf Jahre in Österreich sind, eine Generalamnestie geben soll«, meint Christian Schörkhuber. Bei der »Altfallregelung« hätten Personen, die vor dem Mai 2004 nach Österreich eingereist sind, die Möglichkeit um das Bleiberecht anzusuchen, sofern sie integriert sind, also etwa die Sprache beherrschen und unbescholten sind. Diese brauchen daneben noch einen Bürgen. Für später

Eingereiste gibt es andere Kriterien, etwa, dass sie dem Staat nicht zur Last fallen dürfen. »Zu kritisieren ist hier der fehlende Zugang zum Arbeitsmarkt. Prinzipiell könnten Asylwerber über das Ausländerbeschäftigungsgesetz durchaus beschäftigt werden, wenn sie länger als drei Monate in Österreich sind.

Unsinniges Arbeitsverbot

Ein Arbeitgeber muss beim Arbeitsmarktservice um die Beschäftigungsbewilligung ansuchen. Wenn es keine arbeitslosen Österreicher gibt, die für diese Stelle in Frage kommen, so entscheidet ein Beirat über die Bewilligung. Da im AMS-Beirat das Einstimmigkeitsprinzip gilt, hat Minister Bartenstein im Jahr 2004 eine Weisung an die AMS-Mitarbeiter erlassen, dass diese bei AsylwerberInnen immer dagegen stimmen müssen. So ist es für Asylwerber seither unmöglich, eine Beschäftigungsbewilligung zu erhalten. Auch der nun zuständige Minister Hundstorfer konnte sich nicht dazu entschließen, diese unsinnige Weisung aufzuheben«, meint Schörkhuber. Die Bezirksverwaltungsbehörden stützten sich bisher beim Bleiberecht immer auf die Stellungnahmen der Sicherheitsdirektion. Diese beschieden bisher durchwegs, dass die Antragsteller nicht integriert wären. Seit dem Fall der Komani-Zwillinge halten sich die Behörden nicht mehr ausschließlich an diese Stellungnahme, sondern sehen sie nur mehr als Gutachten, dem man nicht unbedingt folgen muss.

»Auch bezüglich Schubhaft gibt es neue Regelungen«, so Schörkhuber. »Die Fremdenpolizei kann derzeit unbescholtene Menschen

bis zu 10 Monate in Schubhaft nehmen, wenn sie annimmt, dass der Asylantrag negativ beschieden wird. Die öffentliche Diskussion ging darum, ob auch Kinder in Schubhaft genommen werden dürfen. Bisher saß meist der Vater in Schubhaft und bei der Mutter und den Kindern wurde das »gelindere Mittel« angewandt - sie blieben in Flüchtlingsunterkünften. Zukünftig können Familien in sogenannten familiengerechten Unterkünften untergebracht werden, die sie aber nicht verlassen dürfen. 14 bis 16-Jährige dürfen nicht alleine in Schubhaft genommen werden. Sie dürfen die Flüchtlingseinrichtung auch verlassen, müssen sich aber täglich bei der Polizei melden. Ab 17 Jahren kann man in Schubhaft genommen werden. Generell ist aber zu begrüßen, dass nun bei allen Asylwerbern das »gelindere Mittel« zuerst angewandt werden muss, bevor man in Schubhaft genommen wird. Früher war das umgekehrt.«

Kinder gehören nicht in Schubhaft

Derzeit gibt es in Österreich ca. 11.000 Asylanträge im Jahr. Die Zahl ging in den letzten Jahren stark zurück. Einerseits kam es in einigen Krisengebieten zu Entschärfungen und andererseits ist die EU-Schengengrenze weiter nach Osten gewandert. Asylwerber müssen im ersten sicheren Land - in das sie kommen - um Asyl ansuchen. »Zur Unterstützung von Asylwerbern, wie die beliebten und integrierten Kupfermucknverkäufer, ist es wichtig, viele Unterlagen zu sammeln und dass sich Freunde, Vereine und BürgerInnen für sie einsetzen,« empfiehlt Christian Schörkhuber. (hz)

VON ABSCHIEBUNG BEDROHT!

An drei Kupfermucknverkäufern wird das Schicksal von Asylwerbern beispielhaft deutlich



John Ojo Zub: Das Morden im Heimatdorf geht ungehindert weiter.

Sein Vater war Gemeindevorsitzender in Agbasa im Nigerdelta. Die Ölfirma FPDC versprach als Gegenleistung für die Erdölförderung eine Schule, ein Krankenhaus und Straßen zu bauen. Als dies nicht geschah, blockierte die Bevölkerung die Straßen und es kam zu Auseinandersetzungen mit der Polizei. John war Anführer der jüngeren Dorfbewohner. Bei der Auseinandersetzung wurde sein Halbbruder erschossen, den man mit John verwechselte und auch sein Vater wurde vor seinem Haus ermordet.

John konnte mit Unterstützung von Freunden seines Vaters flüchten und kam im Jänner 2005 nach Österreich. Über das Aufnahmезentrum Thalham kam er nach Lambach in eine Caritaseinrichtung und lebt nun in einer eigenen kleinen Wohnung in Wels. Er lebt seit Jahren vom Kupfermucknverkauf - man findet ihn am Welser Bahnhof. Nachdem sein Antrag auf Asyl höchstgerichtlich vom Verfassungsgerichtshof abgelehnt wurde, suchte er nun in Wels um humanitäres Bleiberecht an. Seine Lebensgefährtin ist eine Österrei-

cherin. 150 Personen und viele Organisationen, in denen er, wie bei den Kinderfreunden sogar aktiv mitgearbeitet hat, unterstützen ihn und stellen den Beweis dar, dass er ein beliebter und integrierter Mann ist. Er hat auch schon einen Dienstvertrag einer Welser Firma, nur das AMS muss die Beschäftigungsbewilligung erteilen. Am 9. April finden in Nigeria Wahlen statt. John zeigt beim Gespräch in der Kupfermuckn einen Zettel mit den Todesdaten von ermordeten Nachbarn seiner Familie aus den letzten Monaten. Er ist verzweifelt und schildert sehr glaubhaft, dass ihm in seiner Heimat der sichere Tod droht. Trotzdem er sich mit dem Lesen und Schreiben schwer tut, besucht er einen Deutschkurs. Am 15. April hat er den vielleicht letzten Besuch bei der Fremdenpolizei.



Vikram Ogra: Mein Vater wurde bei Unruhen in Kaschmir erschossen

Vikram O. flüchtete von Indien nach Österreich. Indien scheint ein sicheres Land zu sein. Nicht aber, wenn man aus dem zwischen Pakistan und Indien umkämpften Kaschmir kommt. Vikrams Vater geriet bei Kämpfen zwischen der Polizei und islamistischen Terro-

risten zwischen die Linien und wurde erschossen. Vikram ist Hindu und ging daraufhin zur Polizei, denn sein Vater war unschuldig. Dort wurde er eingesperrt und es wurde ihm gesagt, es gäbe genug Gründe anzunehmen, dass auch er ein Terrorist sei. Dass man im Gefängnis geschlagen werde, sei in Indien sowieso üblich. Die Polizei hätte ihn einfach töten können und es hätte niemanden gekümmert. Da verzichtete er auf die Anzeige und floh in die Hauptstadt Dehli, wo er in einem Lokal Arbeit fand. Bei Polizeikontrollen gab es immer wieder Probleme, weil er aus der Unruheprovinz Kaschmir stammte.

»Pater Phillip«, ein Priester, riet ihm schließlich, das Land zu verlassen und so kam er über Moskau im Jahr 2007 nach Österreich - zuerst in ein Lager in Thalham und dann nach Salzburg. Dort wurde in erster Instanz vom Bundesasylamt sein Asylantrag abgelehnt. Dann ging Vikram nach Linz. Er betont, dass er kein Geld vom Staat brauche. Er wohnt in der Wienerstraße mit zwei anderen in einer kleinen Wohnung. Gleich in der Nachbarschaft wohnt ein Arzt, der ihn unentgeltlich behandelt. Die Kupfermuckn verkauft er beim Winklermarkt in Urfahr und bei einem Spar-Markt in Leonding. Im Jänner erhielt Vikram das ablehnende Urteil des Asylgerichtshofes in Wien. Innerhalb von drei Monaten soll er das Land verlassen. Seine Familie in Kaschmir ist tot und zu Verwandten könne er nicht, denn die hätten ihre eigenen Probleme.

Die Straßenzeitung Kupfermuckn versucht nun, engagierte Personen im Flüchtlingsbetreuungsbereich zu mobilisieren, damit Vikram um das »humanitäre Bleiberecht« ansuchen kann.



Bitte um Starthilfe für Melitus Onongaya in Nigeria

Am 18. Februar riefen viele Organisationen zur Kundgebung »Melitus muss bleiben« auf. Auch Melitus hat (wie in der letzten Kupfermuckn berichtet) ein ablehnendes Urteil vom Asylgerichtshof erhalten. In seine unmittelbare Heimat im Südosten Nigerias zurückzukehren wäre lebensgefährlich. Wegen lokaler Unruhen, die unter anderem durch die Aktivitäten des Ölkonzerns Shell ausgelöst wurden und bei denen ein Priester ermordet und Familienmitglieder verletzt wurden, ist Melitus im Jahr 2005 geflüchtet. Melitus hat sich entschlossen, in die weiter im Norden liegende Hauptstadt des Bundesstaates Ibo nach Enugu zu gehen. Er will dort als Taxifahrer Fuß fassen. Das Auto - einen gebrauchten Toyota Corolla, Baujahr 2005, will er in Österreich kaufen. Melitus wird von der Rückkehrhilfe der Caritas unterstützt.

Für die geordnete Abwicklung des Autokaufs und -transfers sorgt der Priester Dr. Ignatius Emefoh, Leiter der Afrikanischen Gemeinde im Linzer Mariendom. Spendenkonto: Nr. 35.942.184, »Sozialprojekt d. KHJ«, BLZ 34.000, Raiffeisen LB OÖ. (hz)



»Die Seele hinter dem Spiegel«

Auszüge aus dem Leben von Adi-Ida

In Altenhof im Hausruck befindet sich das Behindertendorf »Das Dorf« der »Assista Soziale Dienste GmbH«. Dort leben rund 130 Personen mit teils psychischen, teils physischen Behinderungen. Eine davon ist Adi-Ida Landgraf. Seines Zeichens Autor, Vortragender, Filmvorführer und Lebenskünstler. Vor allem ist er jedoch die Personifizierung des Begriffs »bunter Hund« im Dorf Altenhof. Geboren 1963 in Kirchdorf an der Krems wurden schon damals die Voraussetzungen für sein späteres Leben gesetzt, das er, trotz aller Widrigkeiten bravourös zu meistern weiß. Bei der Geburt von Adolf Leopold Landgraf kam es zu einem akuten Sauerstoffmangel, der zu einer irreparablen, spastischen Behinderung führte. Zu seinem Namenswech-

sel von Adolf Leopold zu Adi-Ida kam es erst viel später und brauchte eine lange Zeit des Selbstfindungsprozesses und viel Mut, bis Adi-Ida zu sich stehen konnte wie er ist. Doch ist es noch lang nicht so weit. Adi wuchs als eines von sieben Kindern der Familie Landgraf auf. »Ich verdanke meinen Eltern mein Leben«, meint Adi-Ida und meint damit nicht nur die Geburt an sich, sondern, dass sie bei jeder Entscheidung immer hinter ihm standen. Doch zuerst stand ihm eine schwierige Kindheit bevor. Schweren Herzens brachten ihn seine Eltern Anfang der 70er Jahre in ein Heim, da sie seinen speziellen Bedürfnissen nicht nachkommen konnten. »Mit sieben Jahren war es damals für mich die größte Katastrophe, die es geben konnte. Ich konnte ihnen

lange nicht verzeihen, bin aber jetzt im Nachhinein sehr froh und dankbar für alles, was sie für mich gemacht hatten.« Doch auch in den Heimen war es zu dieser Zeit nicht wirklich so, dass auf die individuellen Notwendigkeiten eingegangen wurde und Adi-Idas Fähigkeiten und Talente wurden weder erkannt, noch wurde er in der Schule gefördert. Bevor er mit 17 Jahren im Dorf Altenhof ankam, ging er durch drei Heime in denen er wie in einem Internat gelebt hat und von seinen Eltern in den Ferien nach Hause geholt wurde. Wie alle Jugendlichen in der Pubertät lernte er damals auch sich selbst, seine Sexualität und vor allem seine Sehnsüchte und Wünsche kennen. Zu seinem Pech geschah dies genau zu der Zeit, als er in einem konservativen, von Nonnen geführten Heim wohnte. Als seine homosexuellen Neigungen ruchbar wurden, setzte es wie dort und damals übliche, harte, auch körperliche Strafen. In dieser Zeit hatte Adi-Ida auch eine weitere Erkenntnis über sich und seine Sexualität. Er fühlte sich eigentlich immer mehr als Frau. Schon früher hatte er immer lieber mit Puppen als mit Autos gespielt. In besagtem Heim jedoch bekam er schwerwiegende Probleme, wenn er als Junge eher mit Puppen spielte. Weitere harte Strafen durch die »Betreuerinnen« die ihn zum Jungen erziehen wollten waren die Folge. »Damals war ich sehr unglücklich. Ich wusste, ich bin anders als die Anderen und wollte doch normal sein«, berichtet Adi-Ida kurz und bündig über diese schwere Zeit, in der er nicht nur mit seiner körperlichen Behinderung haderte, sondern auch mit seinen sexuellen Neigungen.

»Ich habe eigentlich zehn Jahre lang nicht wirklich gelebt, weil ich fast permanent betrunken oder eingeraucht war«

Inzwischen ist Adi-Ida in der glücklichen Lage, seine wahre Identität ohne Repressalien ausleben zu können und zu sich stehen zu können, so wie er, oder eben sie, ist. »Wenn ich nochmal auf die Welt komme, dann werde ich entweder behindert, oder schwul – aber beides zusammen ist eines zu viel«, meint Adi-Ida mit einem verschmitzten Lächeln. Mit 17 kam er in »Das Dorf« in Altenhof. Angekommen in einer Umgebung, in der er sich endlich wohl fühlte und in der er viele Freiheiten hatte, die er bisher nicht erleben durfte, ließ er sich in der ersten Zeit etwas gehen. Er begann zu trinken und Haschisch zu rauchen. »Ich habe eigentlich zehn Jahre lang nicht wirklich gelebt, weil ich fast per-

manent betrunken oder eingeraucht war«, lautet Adis heutiges Restimee. In dieser wilden Zeit war er sich auch seiner Sexualität nicht sicher und wollte mit aller Gewalt versuchen »normal« zu sein. Er hatte Beziehungen zu verschiedenen Frauen und galt im Ort sogar als »Weiberheld«. Eine Verlobung ging nach einem Jahr in die Brüche. Nach vielen exzessiven Jahren und auch einigen Problemen mit der Heimleitung kam Adi-Ida zu der Erkenntnis: »Alkohol und Drogen ruinieren den Menschen. Ich war sowohl körperlich als auch geistig fertig und dachte mir, entweder geb ich mir die Kugel, oder ich höre mit den Drogen und dem Alkohol auf.« Eine Entscheidung, die er wirklich ernst nahm und, wenn auch unter Schwierigkeiten, durchzog. Seit über zehn Jahren ist er nun trocken und hat umso mehr Zeit sich seinen Hobbys zu widmen. Zu diesen zählt der Besitz einer Tonanlage, die einem kleineren Tonstudio zur Ehre gereichen würde, das Schneiden und Zusammenmischen von Liedern und Filmen. Adi-Ida ist leidenschaftlicher Musik- und Filmliebhaber mit einer erklecklichen Sammlung von Schallplatten und DVDs. Im Sommer veranstaltet er Freilichtvorführungen im Open Air Kino am Gelände des Behindertendorfes und leitete früher auch oft Führungen für Erwachsene, aber auch Schulklassen durch das Dorf, um Außenstehenden Selbiges zu präsentieren.

»Ich bin eben halb Mann, halb Frau und hab gelernt damit zu leben«

Doch nicht nur die Präsentation der Anlage ist ihm wichtig. Vor allem ging es ihm immer darum, den Besucherinnen und Besuchern zu zeigen, dass sich Behinderte im Allgemeinen und die Bewohner des Dorfes im Besonderen nur marginal von anderen Menschen unterscheiden. »Behinderte haben genauso ein Recht wie die gesunden Menschen. Wir leben auch genauso wie die Anderen, soweit es möglich ist, und wir tun was wir wollen.« Zu zeigen, dass sich behinderte Menschen nur in wenigen Punkten von nichtbehinderten unterscheiden, ist Adi-Ida ein großes Anliegen. Auch, das Behinderte genau dieselben Bedürfnisse und Sehnsüchte haben wie andere Menschen. Zu diesen zählen auch das Verlangen nach Nähe und Zärtlichkeit. »Menschen mit einer Behinderung haben es einfach schwerer, eine Partnerin oder einen Partner zu finden als andere Menschen. Meistens findet man jemanden in Behinderteneinrichtungen«. Als Homosexueller hatte er es da ungleich schwerer. 1997 entschloss er sich zu seinem

Coming out, das von seinem Umfeld, vor allem von seiner Familie, durchwegs positiv aufgenommen wurde. Er hatte längere Zeit eine eher lose Beziehung zu einem Mann, die jedoch mit der Zeit in die Brüche ging, weil sich Dieser nicht getraute zu dieser Verbindung zu stehen. Zeitgleich erkundigte er sich auch über die Möglichkeiten bezüglich einer geschlechtsangleichenden Operation, verwarf diesen Gedanken aber wieder, als er erfuhr, dass es dazu einer jahrelangen Vorbereitung durch psychologische Gespräche und Untersuchungen bedürfen würde. »Ich bin eben halb Mann, halb Frau und hab gelernt damit zu leben«, kommentiert er völlig selbstverständlich seine Lebensart zu der es auch gehört, dass er immer wieder für eine Überraschung gut ist. Nach seinem Coming out als homosexuell änderte er privat seinen Namen in Adi-Ida und nahm Kontakt zur HOSI-Linz auf. Adi als Kurzform von Adolf und Ida einfach Adi rückwärts. Oder eben andersrum. Er begann einen Schwulenstammtisch in der Nähe zu besuchen und hat sich nach anfänglichen Schwierigkeiten inzwischen voll und ganz in die Gruppe integriert. Das hinderte ihn allerdings nicht, vor geraumer Zeit eine Beziehung mit der Exfreundin von einem Exfreund einzugehen. Glücklicherweise über diese Beziehung berichtet Adi-Ida: »Es funktioniert, weil sie mich nimmt wie ich bin und nicht versucht mich zu ändern.«

»Wenn ich nochmal auf die Welt komme, dann werde ich entweder behindert oder schwul«

Um auch Außenstehenden einen Einblick in seine Gefühlswelt zu ermöglichen, begann er ein Buch über sich und sein Leben zu schreiben. In Form eines Tagebuchs erzählt er über die Höhen und Tiefen und die Schicksalsschläge, die er bisher zu meistern hatte. »Die Seele hinter dem Spiegel« erschien im Jänner 2010 beim Verlag WEGE und ist auch dort unter »www.wege.at« erhältlich. Die Buchpräsentation wurde allerdings von einem schweren Schicksalsschlag überschattet. Genau zehn Tage davor verstarb sein Vater. »Der Papa war immer ein Braver. Das Buch hat er leider nicht mehr erwarten können«, meint Adi-Ida zu dem schweren Verlust. Trotzdem weckte das Buch großes Interesse und er hatte mehrere Lesungen in den verschiedensten Bundesländern. Voriges Jahr unter anderem auch in der HOSI-Linz, wo ihm der Schauspieler Tom Pohl zur Seite stand. Auch für Sommer dieses Jahres ist wieder eine Lesung von ihm geplant. Inzwischen schreibt er an seinen Lebenserinnerungen, die 2012 in

Druck gehen sollen. Doch bis es soweit ist, widmet sich Adi-Ida weiter seinen Hobbys. Er hat eine eigene Homepage und ist unter der Adresse »www.adiida.at« zu erreichen. Ansonsten frönt er seiner Film- und Musikleidenschaft und beglückt auch seine Umwelt mit seinen Lieblingsliedern (»Alles bis auf Techno und Humptatamusik«), wenn er mit seinem lilafarbenen Elektroscooter mit Musikanlage, durch die Gegend flitzt. Adi-Ida ist eben ein bunter Hund und glücklich mit sich selbst. Oder wie er es selbst ausdrückt: »Aber wie ich bin, bin ich halt, und das ist gut so. Keiner hat alle zehn Sachen beisammen.« (Text und Fotos: Gabi)





FOTO: MANFRED LATSCHBACHER

»Alles verloren!«

Geschichten aus der Welser Notschlafstelle (E37)

»Sie kochte sich eine Substi und rammte sich die Spritze in ihre Vene.«

Jeden Tag der gleiche Mist. Hunger, kein Geld und elendslange Nächte im Freien. Ich bin ein Opfer meiner selbst. Jahrelang suchte ich die Schuld bei anderen, bei meinen Eltern und Pflegeeltern. Doch für den Scheiß, den ich gebaut habe, bin ich ganz alleine Schuld. Als ich im April 2010 das Arbeitslosengeld bekommen hatte, begann das Schicksal seinen Lauf zu nehmen. Meine Freundin bettelte mich an, ich solle mir ein Doppelzimmer in einer Pension nehmen, weil sie unbedingt eine Nacht mit mir verbringen wollte. Dort, wo ich damals wohnte, durfte ich niemanden übernachten lassen und schon gar nicht sie, da es mit ihr schon einen Vorfall gab. Damals nämlich saß sie verbotenerweise bei mir im Zimmer und kochte sich eine »Substi« (Tablette für Drogenersatz) auf. Als sie sich die Spritze in ihre Vene rammte, betrat ein Sozialarbeiter das Zimmer. Ich hatte Glück und

bekam nur 36 Stunden Hausverbot. Man belehrte mich, dass es nie wieder so einen Vorfall im E37 in Wels geben dürfe. Es war ein Wink mit dem Zaunpfahl. Die 36 Stunden in der Kälte brannten sich in mein Gedächtnis. Ich machte nach dieser Aktion mit meiner Freundin vorübergehend Schluss. Doch leider konnte ich nicht konsequent bleiben. Sie bat mich um Vergebung und meinte, sie würde so etwas nie wieder machen. Es ging eine Weile gut. Bis eben zu jenem besagten Tag, an dem ich das Arbeitslosengeld bekam. Ich versöhnte mich mit ihr. Wir nahmen uns ein Zimmer, weil auch ich gerne eine Nacht mit ihr verbringen wollte. Als ich am nächsten Tag wach wurde, fehlte jede Spur von ihr und meinem Geld. Da ich noch in dem Zimmer war, ließ ich mir ein Bad ein und legte mich ganz gemütlich in die Wanne. Als nach zehn Minuten noch immer kein Rückruf von ihr kam, schrieb ich ihr eine SMS: »Melde dich sofort bei mir, sonst gehe ich zur Kiberei«. Zehn Minuten vergingen, als plötzlich mein Telefon klingelte. Ich hob ab, sie hatte wieder Ausreden parat und beruhigte mich. Als sie

von ihrer Shopping-Tour zurück kam, hatte sie nur noch 90 Euro von meinem Geld. Sie kaufte sich neue Schuhe, eine neue Tasche und natürlich wieder das scheiß Gift. Sie kochte sich eine Substitol auf und fragte mich, ob ich die Hälfte haben möchte. Anstatt hart zu bleiben und nein zu sagen, gab ich mir einen Schuss. Und genau dieser Fehler war der Anfang von meinem Ende. Obwohl ich nur noch 90 Euro hatte, mit denen ich die Miete zahlen sollte, warf ich wieder alles über den Haufen und kaufte mir weitere Drogen. Als das Geld und die Drogen aus waren, verschwand auch meine »Freundin«. Durch diese hirnrissige Aktion verlor ich mein Dach über dem Kopf und landete wieder dort, wo ich nie wieder hin wollte. Mittlerweile ist jeder Tag der pure Kampf ums Überleben. *Ulrich*

»Ich bin zwar erst 23 Jahre, aber es ist wirklich extrem schwierig, eine Arbeit zu finden.«

Vor drei Jahren wurde ich wegen 840 Gramm Heroinbesitz zu mehreren Monaten verurteilt. Während meiner Haft hatte ich Zeit zum Nachdenken. Ich machte mir auch Gedanken darüber, wie es nach meiner Entlassung weitergehen soll. Ich bin zwar erst 23 Jahre alt, habe aber keine abgeschlossene Lehre. Es ist nicht leicht, nach so einer Vergangenheit wieder ins Berufsleben einzusteigen. Was soll ich zum Beispiel antworten, wenn mich jemand bei einem Vorstellungsgespräch fragt, was ich bisher so gemacht habe? Wenn ich die Wahrheit erzähle, sind meine Chancen gleich null. Wenn ich lüge und der Chef kommt drauf, werde ich sofort gekündigt. Die meisten Firmenchefs verlangen ein Leumundszeugnis. Dadurch ist es für mich doppelt so schwer, jemanden zu finden, der mir dann trotzdem noch eine Chance gibt. Da ich schweißen kann, aber leider keine Prüfungen habe, möchte ich so schnell wie möglich einen Kurs machen, in der Hoffnung, dass sich dadurch meine Chancen auf dem Arbeitsmarkt steigern. Ich bin zwar erst 23 Jahre, aber es ist extrem schwierig eine Arbeit zu finden, bei der ich wenigstens Aufstiegsmöglichkeiten habe. Während der Haft wurde mir immer wieder gesagt, dass mich nach meiner Entlassung eine Menge Organisationen unterstützen würden, doch davon habe ich noch nichts bemerkt. Man muss sich das so vorstellen: Man wird entlassen und hat außer seinen persönlichen Sachen und dem wenigen Entlassungsgeld nichts. Von diesem Geld bleibt nicht viel übrig. Wie, so frage ich mich nun, kann ich ohne Job und Perspektive das Leben bestreiten? Ich bin ja noch jung. *Daniel F.*

»Zwei Monate nach dem Tod meines Vaters verstarb auch meine Mutter qualvoll.«

Mein Leben fing ganz normal an. Ich wuchs in Traun bei meinen Eltern auf, hatte Spaß mit meinen Geschwistern und ging gerne zur Schule. Mein Vater war ein hochrangiger Angestellter in der Vöest Alpine Stahl, meine Mutter Hausfrau. Als ich gerade meine Lehre als Schlosser begonnen hatte, erkrankte mein Vater an Lungenkrebs. Er kämpfte tapfer, doch der Krebs war ohne Erbarmen, breitete sich in seinem Körper aus und wucherte wie Unkraut. Nach zahlreichen Operationen sagten die Ärzte, dass sie nichts mehr tun könnten. Als wäre das alles noch nicht schlimm genug, wurde meine Mutter von einem ähnlichen Schicksal getroffen. Sie erkrankte an Leukämie. Ich brach meine Lehre ab, um für meine Familie da sein zu können wie sie es für mich auch immer war. Meine Mutter erhielt nach einer sehr schmerzvollen Operation eine Knochenmarksspende von mir, welche zu einer Besserung führte. Nachdem mein Vater einen Regress unterschrieben hatte, wurde er vom Krankenhaus entlassen und das Unheil nahm seinen Lauf. Weil der Krebs wie Wurzeln eines Baumes an seinem Kehlkopf wucherte, konnte er nichts mehr essen ohne zu erbrechen. Der traurige Anblick eines gebrochenen Mannes, der die Hoffnung schon aufgegeben hat, deprimierte mich bis in die letzte Haarspitze. Doch ein kleiner Lichtblick machte mir Mut, da meine Mutter am Weg der Besserung war. Mein Vater wurde zusehends schwächer und kam wieder ins Krankenhaus, da er schon stark ausgehungert war. Die Ärzte gaben sich alle Mühe ihn zu retten, doch vergebens. Er starb kurz darauf. Nach einer sehr berührenden Beerdigung meines Vaters kümmerte ich mich um meine Mutter. Sie aber atmete immer schwerer und so brachte ich sie ins Krankenhaus. Die niederschmetternde Nachricht eines Rückfalls brach mir abermals das Herz. »Wieso«, dachte ich, es war doch alles überstanden! Doch ich unterschätzte die Macht der Liebe. Der Tod meines Vaters nahm sie so mit, dass sich ihr Gesundheitszustand zusehends verschlechterte. Die täglichen Besuche im Krankenhaus machten mich und meine Geschwister psychisch fertig. Zwei Monate nach dem Tod meines Vaters verstarb auch meine Mutter qualvoll. Meine Geschwister und ich lebten weiter in unserem Elternhaus, bis zwei Tage nach der Beerdigung das Jugendamt vor der Tür stand. Man zeigte uns einen Gerichtsbeschluss, dem zufolge meine Geschwister sofort in die Obhut eines SOS-Kinderdorfs zu geben seien und nahmen sie mit ohne, dass ich mich ver-

abschieden konnte. Danach zeigten sie mir einen weiteren Beschluss, in dem stand, dass die weitere Benützung von Haus und Grundstück untersagt sei, wenn ich nicht sofort zwei Drittel des Wertes (232.000 €) zahlte. Logischerweise konnte ich das nicht und musste sofort ausziehen. Mir wurde eine Wohnung zur Verfügung gestellt, welche sich in einer sehr fragwürdigen Gegend in Linz befand. Nach einiger Zeit kam ich mit Drogen in Berührung, die mir halfen alles zu vergessen, was aber zu einer Heroinabhängigkeit führte. Anstatt Hilfe und Verständnis zu bekommen, wurde ich verachtet und verstoßen, was mich noch tiefer in die Abhängigkeit trieb. Meine Geschwister durfte ich auch nicht mehr sehen. Man hatte Angst, ich könnte ihnen etwas antun. Meine Bekannten machten einen Bogen um mich. Ich dachte an Selbstmord. Erst im Krankenhaus kam ich zur Vernunft: Ich wollte mein Leben ändern. Meine Sucht bekämpfte ich mit viel Kaffee, Zigaretten und Willenskraft. Der Gedanke, dass ich meine Geschwister dann wieder sehen durfte, gab mir die Kraft, meine Sucht erfolgreich zu beenden. Nach einem zweijährigen harten Kampf, Entzugserscheinungen und Einsamkeit schaffte ich das, was nicht viele schaffen - ich war clean. Heute bin ich stolz auf mich, obwohl es nie soweit kommen hätte müssen. Meine Geschwister darf ich wieder sehen, meine Bekannten meiden mich nicht mehr und mir geht es grundsätzlich gut, bis auf Kleinigkeiten, ich habe keinen Job. Aber ich habe aus meinen Fehlern gelernt und kann nur jedem raten, nie aufzugeben. Durch das, was ich gelernt habe, weiß ich, dass man, egal wie tief man auch fallen mag, niemals die Hoffnung verlieren darf. *Markus*

»Als ich wegrennen wollte, warf mein Vater ein Bügeleisen nach mir. Die Narben bleiben.«

Wir waren eine Familie mit drei Kindern, meine Schwester, mein Stiefbruder und ich. Als alles begann, war ich gerade einmal zehn Jahre. Mein Vater kam von der Arbeit nach Hause, war ziemlich gestresst und schrie immer mit meiner Mutter, warum das Essen noch nicht fertig sei. Er holte aus und schlug ihr mitten ins Gesicht. Da sie krank war, brach sie dann einmal zusammen. Ich wollte dazwischen gehen und bekam eine Flache ins Gesicht. Nachdem er mit meiner Mutter fertig war, wandte er sich mir zu, nahm seinen Gürtel und knallte ihn mir mit voller Wucht ins Gesicht. Mein Gesicht schwoll auf der Stelle an und bekam sicher zehn verschiedene Farben. In der Schule wurde ich von meinen Lehrern gefragt was passiert sei, ob ich ge-

schlagen wurde, ich habe natürlich gelogen. Was ich genau gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Schläge dieser Art bekam ich ab diesem Zeitpunkt fast täglich. Um mich zu beruhigen, holte ich danach immer heimlich Naschachen von meinem Vater. Immer nur Kleinigkeiten, doch eines Tages erwischte er mich dabei. Er sagte zu mir, dass wir einkaufen gehen. Wir fuhren zum Hofer. Dort kaufte mein Vater einen ganzen Einkaufswagen voller Süßigkeiten. Zu Hause legte er die ganzen Sachen auf den Tisch und stellte einen Kübel daneben. Er sagte zu mir, ich solle alles aufessen. Ich begann zu essen. Erst fand ich das alles noch lustig, doch als der Tisch später immer noch voll war und mir schlecht wurde, sagte ich, dass ich nicht mehr könne. Er aber zwang mich, weiter zu essen. Er sagte, dass ich nicht aufstehen dürfe, ehe ich aufgegessen hätte. Ich musste mich mindestens fünf Mal übergeben bevor er sagte, ich könne nun aufhören. Danach schickte er mich auf mein Zimmer und sperrte mich dort für eine Woche, mit zwei Kilogramm Brot und Butter, ein. Nachdem die Woche vorbei war, ging ich wieder in die Schule, aber danach nicht mehr nach Hause. Zwei Wochen später wollte ich mir noch die Sachen von Zuhause holen und stieg in der Nacht durch den Keller ein. Mein Vater war noch wach. Ich wollte wegrennen, doch er warf ein Bügeleisen nach mir. Ich hatte eine Platzwunde am Kopf. Dann nahm er meinen Baseballschläger und schlug so lange auf mein Bein ein, bis es dreimal gebrochen war. Dann fuhr er mich ins Krankenhaus. Seitdem hat er mich nicht mehr angerührt, ich weiß nicht warum. Die Narben bleiben. Solche Sachen kann man nicht vergessen. *Benjamin*



Die meisten Firmenchefs verlangen ein Leumundszeugnis. Da ist es schwer, noch eine Chance zu bekommen.



Ein Wiener Original

Franz Blaha über den Arbeitslosenbeisl-Dialekt, H.C. Artmann u.a.

Meine Dialektschreibweise ist zugleich ein proletarisches Bekenntnis, ein Bemühen, meine Muttersprache, die Sprache meiner leiblichen Mutter, so getreu wie möglich wiederzugeben. Meine Mutter ist in Ottakring aufgewachsen, damals Wiens dichtest besiedelter Arbeiterbezirk. Mit ihr teilten sich elf Geschwister - zeitweise also insgesamt 14 Personen - eine winzige Wohnung. Ihre Sprache ist mir unauslöschlich im Ohr. Diese inzwischen meist zu doppelter Größe zusammengelegten Altbauwohnungen, sind inzwischen von türkischen Migrantenfamilien bewohnt, die dort eine ähnliche Ausgrenzung erfahren wie wir als damaliges Proletariat. H. C. Artmann hat in einem angrenzenden Bezirk gewohnt und sich als Intellektueller unserer Proletensprache angenommen. Nicht

aus Solidarität, sondern weil sich in den 40er und 50er Jahren die Literaturszene bekanntlich neu zu formieren suchte. Die Gruppe 47, die Wiener Gruppe (1950 entstanden), später (1960) im Nachhall auch noch der sächsische Zweig von Oulipo, trachteten nach Rehabilitationsmöglichkeiten der Deutschen Sprache in neuer Literaturgestaltung. Das von Österreich und Deutschland an der ganzen Welt verbrochene »Deutsche« Reich hatte die Sprache zu einer gemacht, für die die Intellektuellen sich schämten. Sie suchten nach Wegen, mit den tradierten Formen der Dichter und Denker, die von der Bestialität vereinnahmt und sogar in ihrer Sprache vergewaltigt worden waren, zu brechen. In Österreich sind von diesen Vertretern die Namen Ernst Jandl und H. C. Artmann auch den literarisch

wenig Interessierten noch geläufig. Jandl hat durch Formenzerstörung und -neuzusammenfügung, durch Reduktion auf und Hervorhebung von Lautbedeutungen mit den Autoritäten eines Deutschunterrichts gekämpft, der den Nationalsozialismus nicht verhindert hatte. H. C. Artmann und andere haben eine besondere Dialektschreibweise benutzt, um der Tradition des diktatorischen Deutschunterrichts eine Absage zu erteilen. In seinem Bestreben, die Traditionalisten unter seinen Mitintellektuellen aufzurütteln, hat er sich in seinem ersten populär gewordenen Büchlein, »Med ana schwoazzn dintn« proletarischem Wienerisch angenähert. Wie und wie nicht - darauf komm ich noch zurück.

H.C.s »schwoazze dintn«

Seit 37 Jahren - seit meine Frau mich erhält - geht es mir gut. Keine Erwerbsarbeit mehr, daher auch kein Elend mehr. Nicht mehr 80 Stunden wöchentlich arbeiten und trotzdem ohne Gas, ohne Strom, ohne Heizung, ohne Scheiben in den Fenstern und auf dem Fußboden schlafend auskommen müssen. Keine Bildungsdeprivation mehr. Kein Hunger mehr. Stets sinnvolle, wenn auch unbezahlte Arbeit. Rundumdieuhr-Pflege von Verwandten inklusive Haushalt und Windelwechseln ist zwar nicht immer leicht, man wird - als Mann - dafür auch manchmal belächelt, aber man wird nicht wirklich verachtet. Ich habe die Zeit nicht vergessen, in der ich abends am Stempelautomaten das angebliche Verlassen der Firma bestätigen musste, dann als Phantom die Nacht durcharbeiten und mich in der Früh wieder als anwesend einstempeln musste. Von durchschnittlich 80 Arbeitsstunden galten nur 30 als geleistet. Diese Zeit, in der Wohlstandsmaturanten mich wegen meiner Kleidung, meiner Unausgeschlafenheit, meiner Konzentrationsschwierigkeiten und meiner Bildungsmängel verspottet und verachtet haben, habe ich nicht vergessen. Sie hat die Inhalte, die ich zu Papier gebracht habe, als ich anfang, auch Dialekt zu schreiben, stark beeinflusst. Im Muttersprache-Schreiben habe ich mich erst vor so zirka 20 Jahren ernsthaft versucht, mich dabei an H. C. Artmann erinnert, und wie stolz ich als 12-jähriger war, seine »schwoazze dintn« mühelos und fließend als Vorabdruck im »Hernalser Wochenblatt« lesen zu können. Eine Überlegenheit den Erwachsenen gegenüber (die sich mit dem Lesenkönnen an sich schon schwer taten), die mich kindisch arrogant machte, ...na, ja In Erinnerung an damals versuchte ich also, die von H. C. gelernte Schreibweise, die aber immer die eines Intellektuellen geblieben war, der sie von außen wahrnimmt, als Prolet unter Proleten dem Gehörten und

Erlebten anzupassen. Die erste Überraschung, die ich dabei erlebte, war, dass es in diesem Dialekt viele Wörter der Schriftsprache nicht gibt. Sie existieren einfach nicht. Ich habe z. B. nach einem Muttersprachewort für »lächeln« geforscht. Es gibt keines. »Grinsen« beschreibt ein sehr böses, schadenfrohes, abfälliges oder spöttisches Verziehen des Mundes. Die friedliche, wohlwollende Absicht des »Lächelns« wird in keinem Wiener Dialektwort wiedergegeben. Autoren, die Bühnendialekt schreiben oder Heurigenlieder oder sogar Austro-Pop, übernehmen dann einfach das Wort aus der Schriftsprache. Sie machen Konzessionen. Ich wollte keine machen. Ich wollte kompromisslos proletarisch schreiben.

Pigkadtä häänd und a liabs grinnsal

Die Hauptwortkonstruktion »a gaunds a liabs grinnsal« (»ein ganz ein liebes Grinserl«) kommt dem »Lächeln« nahe, trifft es aber nicht wirklich. Und dann entdeckte ich, dass dieser wortarme, wenn auch nicht wortkarge, Dialekt eine sehr bildreiche, ja sogar bildgebende Sprache ist. Man müht sich nicht um ein präzises Wort, man kommt gleich mit einem treffenden, häufig sich selber ironisierenden Beispiel daher. Zwar gibt es für »er ist volltrunken« den adäquaten Ausdruck »ea is blundtsnfädt« (er ist blunzenfett = fett wie eine Blutwurst = so sehr alkoholisiert, wie eine Blutwurst Fettgehalt besitzt), aber schon hier ist ein Vergleich, nämlich der mit der Blutwurst, eingeflochten. Bildtragende Substantive treten an die Stelle von Adjektiven, oder fließen in ein Adjektiv ein. Statt »er ist so betrunken, dass er torkelt« heißt es im Ottakringerischen »ea hod woogladä schuach« (er steht in wankenden Schuhen.). »Er hod pigkadtä häänd« (er hat klebrige Hände = er stiehlt. Was nicht niet- und nagelfest ist, bleibt ihm an den Händen kleben). Die Wortwahl ist also überaus wichtig, weil sie schichtspezifisch ist, weil sie zeigt, wie das Proletariat seine verbale Ausdrucksnot bravourös und im banalsten Alltag mit poetischer Fantasie meistert. Deshalb empfinde ich es als verletzend, wenn ein(e) AutorIn ohne die Notwendigkeit, den Dialekt überregional leicht lesbar zu machen - z. B. für ein Bühnenstück oder ein Lied oder eben eine Form, die Konzessionen erzwingt, angeblich Unterschichtsprache schreibt und dann Anleihe in der Schriftsprache nimmt. Wer seine Dialektschreibe mit dem Wort »Tattoo« anreichern muss, weil ihm das »bägga'll« (Peckerl), bei dessen Aussprache man die Nadel noch spürt, zu unfein ist, der soll es bitte bleiben lassen. Jenes Asterix-Heft, das vorgibt, in Wiener Mundart geschrieben zu sein, ist ein Muster-

beispiel an Unterschichtverachtung, auch wenn das von den Autoren nicht beabsichtigt war. Aber - na ja - wir Underdogs sind eben wehleidig, und da die Muttersprache, die ja lange vor Schuleintritt gelernt wird, zum intimsten Bereich unseres Selbst gehört, gehört ihre Verletzung zu den brutalsten Verletzungen und Vergewaltigungen überhaupt. Wer versucht, sie uns wegzunehmen, zerrt in räuberischer Manier an den Gliedern unseres allerersten Teddybären.

Dialekt-Lyrik - eine entartete Kunst?

Kommen wir zur Schreibweise der Lautfolgen. Es sind insbesondere zwei Autoren, die quasi den Auftrag hinterlassen haben, Regeln dafür zu entwickeln. H. C. Artmann hatte sich vorgenommen, diesbezüglich zwei Ansprüche zu erfüllen: ohne Einführung von Lautschriftzeichen der gesprochenen Lautfolge so nahe wie möglich zu kommen, und: mit einem auf das absolut notwendige Minimum an Zeichen auszukommen. Warum er irgendwann aufgehört hat, diese Ziele konsequent weiterzuverfolgen, lässt sich nur errätseln. Furcht vor der Neonazi-Partei VdU und ihrer Nachfolgepartei FPÖ, die seine Dialekt-Lyrik schon in den 50er-Jahren lautstark als »entartete Kunst« verdammt, war es bestimmt nicht. Sie haben ihn ja auch all die Jahrzehnte nach seiner »schwoazzn dintn« weiter attackiert und hätten ihn in seinen letzten Lebensjahren beinahe in die Obdachlosigkeit getrieben, indem sie ihm einen Strafprozess wegen angeblicher Steuerhinterziehung anhängen wollten. Viel eher glaube ich, dass es berechtigte Furcht davor war, auf ein einziges, weil auffälliges Genre festgelegt zu werden. Viele AutorInnen haben ja dieses Schicksal erfahren. Connan Doyle musste seinen im Scherz erfundenen Sherlock Holmes ja sogar nach dem Sturz in einen Wasserfall wieder auferstehen lassen - der akribische Historiker hat öffentlich als Klamauk-Detektiv-Autor überlebt.

Wenn »Vollmilch« zur »foimüch« wird

Warum ich finde, dass H. C. seinen Selbstauftrag nicht fertig entwickelt hat? Schon die »schwoazze dintn« (schwarze Tinte) zeigt es. Das »z« ist ein überflüssiges Zeichen. Nicht nur das. Es ist einengend. Der Arbeitslosenbeisl-Dialekt, der mich beim Einschlafen auf den Holzbänken der Wirtshäuser als Kind geprägt hat, war so beschaffen, dass er das im Suff zunehmende Weicherwerden der Sprechmuskulatur und damit der Konsonantenbildungen ohne weiters ausgehalten hat. Die nüchterne »tsungan« (Zunge) wird allmählich zur »dsungan«, später zur »tdsungan« und zur

»dddss-suunggan«. Und - auch für mich beim Entdecken eine Überraschung: Während die Konsonantenfolgen überaus wandelbar sind, beschränkt sich die Wandelbarkeit der Vokale fast ganz auf ihre Dehnung. Das »u« wird im Suff im Vergleich zum »a« länger. Die Zunge beginnt bei Trunkenheit zu tasten, das »t« wird mühsam und langsam gebildet - daher »dddsss« als letzten Stadium des mundartlichen z. Dass in »oe« die Laute o und e immer getrennt hörbar sein müssen, es also niemals als »ö« gesprochen werden darf, haben Artmann, Mayer-Limberg u. a. hinreichend beschrieben und begründet. Deshalb ist »ö« auch kein entbehrliches Zeichen. Was sie nicht beschrieben haben, ist der Unterschied zwischen »oe« und »oi«. Das »e« ist kein ganz reines e, wie etwa im Wort »Schnee« oder »zehn«. Die Tendenz des Wienerers zur Schlaffheit und Schlampigkeit lässt ihn in einigen Wörtern ein offenes i bilden, das einem e sehr nahe kommt. Dabei - o Überraschung - gibt es eine beinahe strenge Zuordnung zwischen Schriftsprache- und Dialekt-Silben. »Fallschirm« wird zu »foeschiam«, das »all« zu »oe«. »Vollmilch« hingegen heißt »foimüch«, das »oll« wird »oi« wie in »paranoid«. »al« mit einem l hingegen wird meist abgelautet »äu«, zu einem sehr sehr offen gesprochenen eu. »Kanal« = »kanäu«, meist sogar »kanäuäu« mit doppelt langem offenem eu.

Verbot, so zu schreiben wie man hört

Es ist keineswegs mein Ziel, Texte durch Sprachverunzierungen künstlich schwer lesbar zu machen und ihnen dadurch irgendein besonderes Flair zu verleihen. Deshalb zum Schluss noch etwas zum Unterschied von e und ä. Ich habe mich eigenartiger Weise Jahre lang geärgert, diese beiden Laute so zu schreiben, wie ich sie höre. Ein geheimnisvolles Tabu, eine ganz tief verwurzelte Hemmung hat mich daran gehindert. Bis mir aufgegangen ist, dass wir ja in der Schule gelernt haben, NICHT so zu schreiben, wie man hört, wenn man richtig spricht. Ganz im Gegensatz zu diesem, uns im Deutschunterricht eingehämmerten Gebot. Wir schreiben nämlich »gegen«, sprechen aber »gegän«. Sprächen wir »gegen«, wie wir es schreiben, klänge es, als sagten wir »Geh!, Gen.« Der Versuch, in seinem eigenen Kindheitsdialekt zu schreiben, führt zu einer tiefen Auseinandersetzung mit beiden Sprachen - jener, die wir »schön« zu sprechen haben, und der, die wir uns in Selbstbesinnung richtig zu schreiben bemühen. Und das eigentlich erschreckend prägende Verbot, so zu schreiben, wie man hört, wird einem mit seiner wuchtigen Macht erst so recht bewusst. *Text: Franz Blaha, Foto: wh*

Edi bei der Barbara Karlich-Show



FOTO: ROMAN KIENAST

An meinem 64. Geburtstag fuhr ich zur Barbara Karlich-Show. Diese Einladung hing vorerst an einem seidenen Faden. Zuvor nämlich feierte ich meinen Geburtstag, wobei ich mich finanziell etwas überforderte. Ich bekam zwar bei der Show alle Ausgaben ersetzt, musste diese aber vorfinanzieren. Da ich nicht wusste, was die Fahrt sowie der Aufenthalt kosten würden, hatte ich Angst, dass ich zu wenig Geld hätte. In letzter Minute borgte mir ein Freund das notwendige Geld. Er fuhr mich sogar zum Bahnhof, damit ich den Zug erreichte. Somit war mein Tag gerettet. Gott sei Dank, denn ich hätte eine wunderbare Show versäumt. Das Thema der Sendung lautete: »Wie bewältige ich mein Leben in Armut«. Die Gäste hatten ihre Meinungen zum Thema kundgetan. Vor der letzten Pause wurde ich von Barbara Karlich mit folgenden Worten angekündigt: »Unser Gast nach der Pause

ist Edi Roth von der Kupfermuckn aus Linz, das ist eine Straßenzeitung wie der Augustin in Wien. Er war bekannter Boxer, Zuhälter. Alles Weitere wird er uns dann selbst erzählen. Bleiben Sie dran.«

»Ich erzählte vom Geld-eintreiben, Mord im Sexclub und Haft«

Als ich aufgerufen wurde, betrat ich das Studio und musste gleich klarstellen, dass ich mich gegen den Begriff Zuhälter wehre, denn ein Zuhälter ist jemand, der unter Druck oder Drohung ein Mädchen auf den Strich schickt. »Das war bei mir nicht der Fall. Die Mädchen haben das freiwillig gemacht«, stellte ich gleich einmal klar. Dann habe ich von meinen Mädchen und meinem Leben erzählt, wie ich als Bodyguard mein Geld verdiente. Meine Geschichte

wirkte. Ich erzählte wie folgt weiter: »Eines Tages kam ich beruflich nach Bonn. Die deutschen Lokalbesitzer waren von meiner Arbeitsweise ohne Waffen sehr angetan. Ich wurde als Geldeintreiber engagiert. Circa 600.000 DM konnte ich eintreiben und verdiente 25 Prozent davon.« Im Publikum war es still. Barbara Karlich wollte mehr wissen. Ich erzählte weiter: »1982 kam ich zurück nach Linz und erfuhr, dass Schutzgeldforderer unterwegs waren. Sie forderten die Gelder von Etablissement-Besitzern. Ein Sexclub-Besitzer in Traun weigerte sich, Geld zu zahlen. Wir wollten ihm helfen. Zu viert fuhrten wir zu diesem Club. Der Schutzgeldforderer saß an der Bar und zückte seine Waffe, als er uns erblickte. Ich bekam als erster eine Kugel in den Unterarm. Mein Komplize bekam einen Bauchdurchschuss und einen Bauchsteckschuss.« Das Publikum lauschte gespannt. Ich fuhr fort: »Mein dritter Komplize zog die Pump Gun raus und schoss ihn vom Barhocker runter.« Barbara Karlich sprang vom Sessel runter und meinte: »Das ist ja wilder als im Wilden Westen.« Ich sagte, das sei noch nicht alles: »Meine Komplizen kümmerten sich um den schwerverletzten Schutzgeldforderer. Er lag schon im Sterben, hob aber nochmals den Revolver mit beiden Händen hoch. Ich drehte mich um und blickte in die Revolvermündung. In meiner Angst und aus reiner Notwehr habe ich hinten aus meinem Hosenbund, die mitgenommene Axt herausgerissen und hackte ihm damit die Hand ab.« Dann erzählte ich noch von unserer Verhaftung, meinem neunjährigen Gefängnisaufenthalt und meiner Karriere im Gefängnis,

als ich dort Schneider lernte und mit gutem Erfolg abschloss. Auch davon, dass ich aufgrund guter Führung zwei Jahre früher entlassen wurde.

»Edi, du warst der Beste«, sagten sie und ich fühlte mich wie ein Fernsehstar

Ich hätte noch viel mehr Geschichten auf Lager gehabt, wie etwa meine Schwierigkeiten bei der darauffolgenden Wohnungs- und Arbeitssuche, meiner Verzweiflung und meiner momentanen unheilbaren Lebererkrankung. Doch die Zeit war um. Ich erntete großen Applaus. Barbara war schockiert und Gabi Fischer, die Therapeutin, die bei jeder Sendung in der ersten Reihe sitzt, war ebenfalls ganz blass. Ich fühlte mich wie ein Fernsehstar. Angefangen vom Programmchef Thomas Hetzmanseder, bis hin zu Barbara selbst, entpuppten sich die mir bis dahin nur aus dem Fernsehen bekannten Leute, wie langjährige Freunde. Ich kann nur hoffen, dass mein Auftritt bei den Fernsehzuschauern auch so gut ankommt. Zum Schluss habe ich die Barbara noch zu mir genommen »Komm her Putzi«, habe ich gesagt, »ich will noch ein Foto von uns beiden.« Dann habe ich ihr noch ein Kompliment gemacht, dass sie mindestens zehn Kilo abgenommen habe. Nachdem ich das Studio verlassen habe, saßen noch ein paar Zuschauer im Cafe. »Edi, du warst der Beste. Komm Edi, lass uns noch Wien unsicher machen.« Ich musste schweren Herzens ablehnen, da ich wieder nach Linz musste. *Edi*



UNSER EGON WIRD 80

»Ich bin der älteste Kupfermuckn-Verkäufer. Das macht mich schon ein wenig stolz. Am 7. März 1931 erblickte ich in Graz das Licht der Welt. Ich hatte eine schwere Kindheit, war vier Jahre bei der Hitlerjugend, dann in einem HJ-Heim und danach ein Jahr in Speyr am Rhein, wo ich Bombenangriffe von den Amis überlebt habe. Nach 1945 wurde ich wieder in einem Heim in Österreich untergebracht. Zehn Jahre später kam ich in die Fremdenlegion, das war eine traumatische Zeit. Trotz vieler Schicksalsschläge bin ich froh, dass ich heute noch lebe. Gesundheitlich bin ich ein wenig angeschlagen: Ein bösartiger Polyp wurde im letzten Jahr aus meinem Darm entfernt. Aber in meinem Alter muss man ja jederzeit mit dem Sterben rechnen. Wenn ich mir zum Geburtstag etwas wünschen dürfte, dann wäre es endlich einen Lotto 6er zu machen, und vielleicht schenkt mir der Herrgott noch ein paar Jahre. Schön wär's.« *Lieber Egon, mögen diese Träume in Erfüllung gehen! Deine KollegInnen von der Kupfermuckn wünschen dir alles Gute, Gesundheit und Glück zu Deinem 80. Geburtstag!*



Kupfermuckn T-Shirts

Dunkelblau mit gelbem Schriftzug
in den Größen S, M, L, XL, XXL.

Kosten: EUR 12,- plus EUR 2,- Versandspesen
Bestellungen unter: kupfermuckn@arge-obdachlose.at
oder Tel. 0732/ 77080513

So wohne ich!

> Hans aus Ebelsberg



Eine Bleibe beim Tanzcafe Waldesruh

Ich bin 53 Jahre alt und verkaufe seit einigen Jahren die Kupfermuckn. 1980 habe ich ein halbes Jahr auf der Straße gelebt. Danach fand ich immer wieder in diversen Sozialeinrichtungen ein Dach überm Kopf. Eine eigene Wohnung habe ich noch nie gehabt. Vor kurzem konnte ich bei einer Freundin mitwohnen. Die Beziehung ging auseinander und nun lebe ich seit September beim Tanzcafe Waldesruh in Ebelsberg, am Stadtrand von Linz. Ich bin zufrieden mit meinem eigenen Wohn- und Schlafzimmer mit Kochnische und Dusche mit WC. Die Wohnung war bereits komplett eingerichtet, das hat mir einiges an Geld gespart. Das Ganze kostet 330,- im Monat. Diese Wohnung kann ich mir durch AMS-Bezüge, meine Versehrtenrente und den Verkauf der Kupfermuckn leisten. Es gibt aber auch Menschen mit großem Herz: Die selbstständige Masseurin Martina aus Ebelsberg bringt mir immer wieder Sachen vorbei und lädt mich regelmäßig zum Essen ein. Auch meine Schwester aus Wien kümmert sich darum, dass ich gut durch die Tage komme – von ihr bekam ich eine tolle Kaffeemaschine, Bettwäsche, Vorhänge und einen Mikrowellenherd, wo ich mir die Fertiggerichte jeden Tag aufwärmen kann. Die MitarbeiterInnen der Apotheke Solar-City, verwöhnen mich vor dem Verkauf der Kupfermuckn immer mit einer gefüllten Thermoskanne Tee und guter Jause. Es geht mir gut. Wenn ich Erholung brauche, mache ich einen langen Spaziergang durch das naheliegende Waldgebiet und tanke Kraft und Energie. Ich bin stolz auf mich, dass ich mein Leben nun so gut im Griff habe. Ein großes Dankeschön all jenen, die mir zur Seite stehen.



Verkäuferin Natascha im Portrait

Kannst du dich deinen LeserInnen kurz vorstellen?

Ich bin 32 Jahre alt, komme ursprünglich aus Wien, lebe aber schon seit 15 Jahren in Linz. Gelernt habe ich Fleischhackerin, kam dann aber in die Drogenszene. Dadurch war ich nicht mehr fähig zu arbeiten. Ich habe zwei Kinder, die bei meinen Eltern aufwachsen. In einem halben Monat werde ich sogar schon Oma. Seit längerem bin ich in einem Drogenersatzprogramm, und versuche nun mein Leben wieder auf die Reihe zu bringen.

Bist du obdachlos? Wo schläfst du?

Ich hatte hier in Linz eine zehnjährige Beziehung, die aber in Brüche gegangen ist. Seither lebe ich auf der Straße. In der NOWA (Notschlafstelle) darf ich nicht mehr wohnen. Da hat es gröbere Zwischenfälle gegeben. Manches Mal nehme ich mir ein günstiges Zimmer, oder schlafe bei Freunden. Ab und zu leiste ich mir eine Nacht in der Jugendherberge. Und so schlage ich mich irgendwie durch das Leben

Was machst du mit dem Kupfermuckngeld?

Ich bekomme 450.- Euro Notstandshilfe vom AMS, mit dem Geld kann man nicht überleben. Das Kupfermuckngeld brauche ich dringend, damit ich mir Essen und ein Dach überm Kopf leisten kann.

Was erlebst du beim Verkauf?

Mir macht das Verkaufen richtig Spaß. Vor dem Neuen Jahr habe ich meinen KundInnen Glücksbringer in die Hand gedrückt. Die haben sich alle gefreut.

Was wünschst du dir für die Zukunft?

Bald eine eigene Wohnung und hoffentlich bald ein stinknormales, ruhiges Leben.



FRANZ BAUER

Ein Original geht in den Ruhestand.

Fast ein Jahrzehnt war Franz im Geschäft des Arge Trödlerladen in der Bischofsstraße 7 als Verkäufer tätig. Seine Zuverlässigkeit, sein Engagement und sein kommunikatives Wesen trugen wesentlich zur positiven Entwicklung bei. Durch sein Fachwissen war Franz für viele Stammkunden fast schon eine Linzer Institution. Sein erster Weg in der Pension wird den Kunstfreund durch die Wiener Museen führen. Im Sommer nimmt er wieder seinen Stammsplatz im Linzer Parkbad ein. Alles Liebe wünschen Dir Deine KollegInnen aus dem Trödlerladen.



KING POET FLATI

Amerikanische Ghetto Blaster Poesie

Freitag 29. April, 22:00 Uhr

Weinkeller Gasthaus Alte Welt, Hauptplatz 4, Linz

Musikalische Begleitung »Razzi« von den Mollis.

Undergroundpoet Flati präsentiert sein neues Textprogramm »Im tiefen Underground«. Die Texte erzählen über das Leben in den amerikanischen Ghettos, von Drogendealern, Autoschiebern, illegalem Glücksspiel, rivalisierenden Gangs und Prostitution. Flati steht immer »unter Strom« wie seine Vorbilder William S. Burroughs und Jack Kerouac, die großen Undergroundpoeten der USA.



UNABHÄNGIG IST,
WER EIGENE WEGE
GEHT.

GERLINDE
KALTENBRUNNER
Profibergsteigerin

Mit Ihrer Spende für die Kupfermuckn
schaffen Sie ein kleines Stück Unabhängigkeit:
Kontonummer 10.635.100, BLZ 18600.

www.vkb-bank.at

VKB|BANK
ÖSTERREICH'S UNABHÄNGIGE BANK

**„HIER SIND WIR
GERN ZUHAUS.“**

Über 6000 zufriedene
Kunden vertrauen auf
unsere Erfahrung im
Wohnbau.

Unsere Objekte finden Sie
in ganz Oberösterreich.

Rufen Sie uns an -
wir beraten Sie gerne.

Familie
QUALITÄT ZUM LEBEN!

Gemeinnützige Wohnungs- und
Siedlungsgenossenschaft in Linz

4020 Linz, Hasnerstraße 31

☎ (0732) 65 34 51

www.familie-linz.at

office@familie-linz.at



ARGE TRÖDLERLADEN

- ▶▶ Wohnungsräumungen - Auftragsannahme
Mo. bis Fr. 8-10 Uhr, Tel. 66 51 30
- ▶▶ Verkauf und Dauerflohmarkt
Trödlerladen, Lager Goethestraße 93, Linz
Öffnungszeiten: Di und Do. 10-17 Uhr,
Tel. 66 51 30
- ▶▶ Raritäten und Schmuckstücke
im Geschäft in der Bischofsstraße 7
Öffnungszeiten: Mo., Di., 10-16 Uhr,
Mi, Do. und Fr. 10-18 Uhr,
Samstag 10-13 Uhr,
Tel. 78 19 86

Kupfermuckn INFORMATION

Redaktionssitzung

Mittwoch, 13 Uhr, Marienstr. 11 in Linz

Wir sind gastfreundlich! Wer mitarbeiten will, kommt einfach! Aber nicht jeder kann sofort Redakteur werden. Erst nach einem Monat Mittun als Gast, kann eine Aufnahme in die Redaktion beantragt werden.

Kupfermuckn-Abo!

Die Kupfermuckn ist eine Straßenzeitung und soll daher auch auf der Straße verkauft werden, damit die Straßenverkäufer und -verkäuferinnen etwas davon haben. Wer keine Möglichkeit hat, die Kupfermuckn auf der Straße zu erwerben, kann ein Abo bestellen. Tel.: 0732/77 08 05-13 (Montag bis Freitag: 9-12 Uhr)

Die nächste Ausgabe

der Kupfermuckn gibt's ab 2. Mai 2011 bei Ihrem/Ihrer Kupfermuckn-VerkäuferIn.

Verkäuferausweis

Kupfermuckn-Verkäuferausweis-Erkennungszeichen: Gelb/schwarz, Farbfoto mit kleinem Stempel und eine Bestätigung der Stadt Linz auf der Rückseite.

Radio Kupfermuckn

Jeden dritten Montag im Monat, 14 Uhr auf Radio FRO, 105,0 MHz

Spendenkonto

Kupfermuckn, VKB Bank, BLZ 18600,
Kontonr. 10.635.100

Jahresbericht Arge für Obdachlose 2010

Die Straßenzeitung Kupermuckn ist der sichtbarste Teil des Vereines Arge für Obdachlose. Seit 28 Jahren bietet der Verein bereits Hilfe zur Integration wohnungsloser Menschen an. Unter dem Motto »Solidarität mit wohnungslosen Menschen« bitten wir sie um Unterstützung unserer Arbeit.



1. Linzer Massenbetteln

Viele BürgerInnen beteiligten sich am öffentlichen Massenbetteln am Samstag den 5. März. Vertreter der Bettellobby OÖ übergaben den Ertrag des Massenbettelns an die Arge für Obdachlose. Am 10. März wurde das Bettelverbot trotzdem im Landtag beschlossen.



FOTOS: HANNES MITTERMAIER (OBEN), HZ